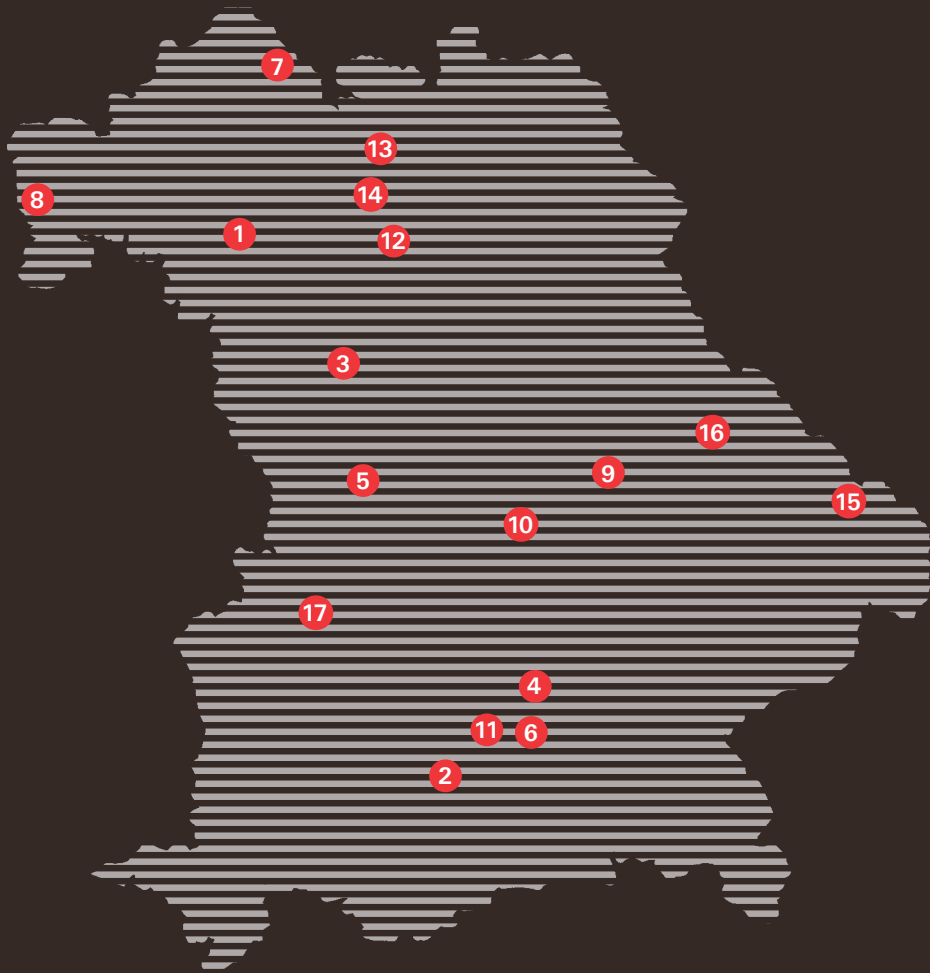


The background image shows an archaeological excavation site. In the foreground, there are several large, rectangular stone blocks, some of which appear to be part of a wall or structure. A large, dark, rounded earthenware jar is prominently featured in the center, partially filled with a light-colored, sandy material. The ground is dirt and sand, and the overall scene suggests an ancient or historical site being uncovered.

AUFGEDECKT

HIGHLIGHTS DER BAYERISCHEN
BODENDENKMALPFLEGE

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.)



- | | | | |
|---|-------------------|----|-------------------------------|
| 1 | Buchbrunn | 10 | Pförring |
| 2 | Roseninsel | 11 | München-Pasing |
| 3 | Gallmersgarten | 12 | Forchheim |
| 4 | Oberding | 13 | Ebing |
| 5 | Dettenheim | 14 | Bamberg |
| 6 | Landsham | 15 | Goldener Steig |
| 7 | Hendungen | 16 | Niederrunding /
Sinzendorf |
| 8 | Obernburg a. Main | 17 | Gablingen |
| 9 | Regensburg | | |

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.)

AUFGEDECKT

HIGHLIGHTS DER BAYERISCHEN
BODENDENKMALPFLEGE

Herausgegeben vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Konzept und Redaktion: Hubert Fehr

unter Mitarbeit von Stefanie Berg, Stefan Biermeier, Andrea Bischof, Silvia Codreanu-Windauer, Markus Gschwind, Jochen Haberstroh, Matthias Hoffmann, Hermann Kerscher, Harald Krause, Christian Later, Carola Metzner-Nebelsick, Martin Nadler, Ralf Obst, Martina Pauli, Vera Planert, Ruth Sandner, Jessica Siller und Christoph Steinmann

Redaktionelle Mitarbeit: Doris Ebner, Astrid Hansen

Umschlaggestaltung: Susanne Scherff

Satz, Layout, Bildbearbeitung: Susanne Scherff

Druck: Gotteswinter und Aumaier GmbH, München

Auflage: 7000

Titelbild: Ausgrabung in Pförring, Firma ProArch, Ingolstadt, Vera Planert

Porträts S. 5: Bayertisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (o.), BLfD (u.).

Abbildungen S. 135: Karlheinz Hemmeter (o. l.), Michael Forstner (o. r., m. r., u. l.),

BLfD (m. l., u. r.), Eberhard Lantz (m. r.)

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, 2019

Inhalt

- 5 Vorwort
- 7 Steinzeit erlebbar gemacht – Die ersten Ackerbauern in Buchbrunn
Um 5000 v. Chr.
- 15 Pfahlbauten im Starnberger See – Die Roseninsel als Teil des
UNESCO-Welterbes
Ab ca. 4400 v. Chr.
- 23 Bayerns älteste Skulptur – Die jungsteinzeitliche Stele von
Gallmersgarten
Um 3000 v. Chr.
- 29 Gegossen, gebündelt, verschnürt und vergraben – Die Kupferbarren
aus Oberding
Um 1700 v. Chr.
- 37 Grabhügel unter der Erde – Eisenzeitliche Bestattungen bei
Dettenheim
Um 700 v. Chr.
- 45 Furcht vor Wiedergängern? Keltische Gräber aus Landsham
Um 200 v. Chr.
- 53 Bayerns jüngste Entdeckerin – Römische Technik in Germanien
Um die Zeitenwende
- 61 Sturz der alten Götter? Die Jupitergigantensäule aus Obernburg
am Main
Um 250 n. Chr.
- 69 In Stein gebettet – Ein römischer Sarkophag im „Großen Gräberfeld“
von Regensburg
Um 200–700 n. Chr.
- 75 Eine Dame am Rande des Imperiums – Das Kammergrab von Pförring
Um 450 n. Chr.
- 83 Bei den Leuten des Paoso – Ross und Reiter im frühmittelalterlichen
Pasing
Um 550 n. Chr.

- 91 Auf der Suche nach Pfalz und Königshof – Forchheim im
Frühmittelalter
Um 800 n. Chr.
- 97 Monsternikado im Oberen Main – Mittelalterliche Bauteile aus
dem Flusskies
Um 1200 n. Chr.
- 103 Rekhle, Tochter des Barukh – Der jüdische Grabstein aus der
Bamberger Dominikanerkirche
1400 n. Chr.
- 111 Der Goldene Steig – Mittelalterliche Handelsroute von Passau
nach Böhmen
Um 1000–1600 n. Chr.
- 117 „Im Berg is’ dumpa“ – Erzgewinnung im Landkreis Cham
Um 1500 n. Chr.
- 123 14/5a-4 Messerschmitt AG Augsburg, Dachau – Ein KZ-Außenlager
in Gablingen
1944
- 131 Literaturverzeichnis
- 135 Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege

Vorwort

Bayern ist im bundesweiten Vergleich sehr reich an Bodendenkmälern – fast 50000 finden sich verteilt über das ganze Land. Dieser beeindruckende kulturelle Schatz bildet eine einzigartige Quelle für das Verständnis des größten Teils der Menschheitsgeschichte.

Bodendenkmäler sind „historische Urkunden“, die nur während der Ausgrabung in ihrer Gesamtheit gelesen und dokumentiert werden können. Danach ist der unmittelbare Zusammenhang mit dem vorherigen Umfeld unwiderruflich verloren. Außerdem beeinträchtigen chemische Prozesse an der Luft sofort die Beschaffenheit und Haltbarkeit der Funde. Daraus ergibt sich die besondere Herausforderung, die Bodendenkmäler und die darin enthaltenen Objekte einerseits zu erhalten und sie andererseits wissenschaftlich auszuwerten, was nur nach der Ausgrabung möglich ist. In diesem Spannungsfeld wirken Archäologie und Bodendenkmalpflege konstruktiv zusammen und entwickeln zudem ihre Methoden der wissenschaftlichen Auswertung kontinuierlich weiter. Schließlich besteht das grundsätzliche Ziel der Bodendenkmalpflege darin, die Denkmäler möglichst lange in ihrem Umfeld zu belassen, um so auch künftigen Generationen die Möglichkeit zu geben, Grabhügel, Befestigungen oder Siedlungen im Original mit den jeweiligen Methoden ihrer Zeit kennenzulernen.

Angesichts der dynamischen Entwicklung Bayerns ist es dennoch immer wieder unvermeidlich, Bodendenkmäler auszugraben. Um dabei die höchstmögliche Sorgfalt zu gewährleisten, betreut das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege betroffene Objekte im Vorfeld von Baumaßnahmen, untersucht sie gründlich, dokumentiert und sichert Funde. Bei dieser wichtigen Arbeit, die allein im Jahr 2018 in etwa 700 Fällen zum Einsatz kam, ergeben sich nicht selten völlig neue Erkenntnisse oder spektakuläre Entdeckungen.

Die vorliegende Broschüre stellt eine kleine Auswahl von Ausgrabungen aus den letzten Jahren vor, die wir als Highlights der Bodendenkmalpflege werten dürfen. Sie erzählen viele spannende Geschichten, die beispielhaft sind für den Reichtum Bayerns an archäologischen Quellen. Allen Leserinnen und Lesern wünschen wir viel Freude und faszinierende Einblicke in die Welt der Bodendenkmalpflege.

München, im Dezember 2018

Bernd Sibler
Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst

Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
Generalkonservator Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege





Die ersten Ackerbauern

Um 5000 v. Chr.

Steinzeit erlebbar gemacht – Die ersten Ackerbauern in Buchbrunn

Neolithische Revolution: Dieser historische Einschnitt trägt die Bezeichnung „Revolution“ zu Recht: Vor rund 7500 Jahren brachten Menschen aus dem Vorderen Orient eine neue Lebensweise nach Mitteleuropa. Statt ihren Lebensunterhalt durch Jagen und Sammeln zu sichern, lebten in Bayern nun zum ersten Mal Bauern, die sesshaft waren, Häuser errichteten, Haustiere hielten und Getreide anbauten. Bei Buchbrunn wurden nicht nur zahlreiche Reste von Gebäuden aus dieser Zeit entdeckt, sondern nach der Ausgrabung auch ein Museum eingerichtet und ein Haus im Originalmaßstab rekonstruiert – ein bemerkenswertes Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen Bodendenkmalpflege, ehrenamtlichem Engagement und tatkräftiger Kommune.

Buchbrunn,
Landkreis Kitzingen,
in der Grabungsfläche
erscheinen die ehemaligen
Hauswände und Pfosten
als dunkle Verfärbungen





26 Häuser aus der Jungsteinzeit – auf den ersten Blick war es ein ganzes Dorf, das bei der Ausgrabung in Buchbrunn freigelegt wurde. Doch der Eindruck des Grabungsplans ist etwas trügerisch: Der Siedlungsplatz wurde über einen langen Zeitraum hinweg genutzt, deshalb standen wohl nur wenige Häuser gleichzeitig. Insgesamt erstreckte sich die Ausgrabung über eine Fläche von 2,4 ha. Zwar fanden sich auch Reste aus späteren Perioden, besonders der Bronze- und Eisenzeit, Hauptergebnis waren jedoch die Reste der Siedlung aus der Jungsteinzeit.

Die Häuser waren komplett aus Holz errichtet worden und damit von begrenzter Lebensdauer. Anstatt jedoch immer wieder einzelne Teile zu erneuern, baute man lieber von Zeit zu Zeit ein ganz neues Haus. Bei der Ausgrabung zeichneten sich die Gebäude und die zugehörige Infrastruktur durch Verfärbungen im Boden ab, die wir als Spuren von Holzpfosten, Gräbchen und verfüllten Erdgruben interpretieren. Selbst für heutige Maßstäbe sind die Dimensionen der Bauten eindrucksvoll: Ihre Länge betrug bis zu 40 m, weshalb sie auch als „Langhäuser“ bezeichnet werden.

Alle Häuser waren einheitlich entlang einer Achse von Nordwesten nach Südosten ausgerichtet. Zudem weisen sie einen identischen Aufbau mit drei Abschnitten auf: Der Nordwestteil besaß durchgehend eine Wand aus Holzbohlen. Die Wände der beiden anderen Teile bestanden dagegen aus einfachen, mit Flechtwerk verbundenen Holzpfosten. Diese Flechtwerkswände

Bezugsfertig: Rekonstruktion eines jungsteinzeitlichen Langhauses



Nachbau eines jungsteinzeitlichen Langhauses, Rückansicht



Dachkonstruktion mit Strohabdeckung



Von Getreide ernährten sich
die Buchbrunner vor 7000
Jahren



schätzen, wie der Wirbel eines Welses und Muschelschalen belegen. An Getreide sind zwei Weizenarten vertreten, Emmer und Einkorn, die ebenfalls ursprünglich aus dem Vorderen Orient stammen.

Eine weitere wichtige Neuerung der Jungsteinzeit war die Einführung der Keramik. Gefäße wurden mit einer charakteristischen Verzierung aus Linienbändern und Einstichen versehen. Zunächst dominierten schlichte Bandmuster, später konnten die Motive auch komplizierter werden. Gefäßscherben haben sich in den Gruben erhalten und helfen bei der zeitlichen Einordnung der Siedlung. Wir meinen daher, dass in dem Buchbrunner Steinzeitdorf von ca. 5300 bis 5000 v. Chr. Menschen gelebt haben.

Neben dem wissenschaftlichen Ertrag hebt vor allem ein Aspekt die Ausgrabung in Buchbrunn unter vielen archäologischen Projekten heraus: Das außergewöhnliche Engagement, mit dem sich die Buchbrunner Bürger die Ergebnisse der Maßnahme zu eigen gemacht haben. Denn üblicherweise enden archäologische Ausgrabungen damit, dass die Funde und die Dokumentation dauerhaft archiviert werden. Dazu berichten die Bearbeiter über die wissenschaftlichen Erkenntnisse in Zeitschriften und Büchern, die sich in erster Linie an Fachleute richten; auch im Falle der Ausgrabung von Buchbrunn wurden die Ergebnisse der wissenschaftlichen Bearbeitung in mehreren Vorberichten sowie einem umfangreichen Band veröffentlicht.

So unzweifelhaft verdienstvoll diese Arbeiten sind, für die historisch interessierte Öffentlichkeit bleiben die Ergebnisse häufig dennoch verhältnismäßig abstrakt. Für die weitere Vermittlung ist die Mithilfe der Bürger vor Ort unverzichtbar. Schon bei der Ausgrabung und auch während deren wissenschaftlicher Bearbeitung haben sich die Buchbrunner aktiv und äußerst gewinnbringend eingebracht. Dieses ehrenamtliche Engagement mündete in der Gründung des Vereins „Geschichte in Buchbrunn e.V.“ Auf dessen



Das Geschirr wurde mit Linien, Winkelmustern und Einstichen verziert



Betreiben und mit Unterstützung der Gemeinde wurde im Rathaus ein Magazin eingerichtet, um die Funde vor Ort archivieren und weiter bearbeiten zu können. Einer der zahlreichen Höhepunkte der Vereinsarbeit war die Eröffnung der Dauerausstellung „Erlebnis Steinzeit“ im Foyer des Rathauses. Schautafeln und eine Broschüre liefern weiterführende Informationen. Auf Anfrage bieten Mitglieder des Vereins Führungen an. Zusätzlich wird ein Film über das Leben in der Jungsteinzeit gezeigt, der auf den Ergebnissen der Ausgrabung basiert.

Bereits bei der Realisierung der Ausstellung reifte der Wunsch nach einer museumspädagogischen Ergänzung. Zu diesem Zweck rekonstruierte man im Ort einen Teil eines bandkeramischen Langhauses nahezu in Originalgröße. In dem Haus und in seinem Umfeld werden regelmäßig Aktionen zu archäologischen Themen durchgeführt. Dabei steht vor allem das Mitmachen und Erleben im Vordergrund. Jedes Jahr werden 15 bis 20 Gruppen betreut. Workshops speziell für Kinder, aber auch für Erwachsene befassen sich z. B. mit der Herstellung von Muschelschmuck, Tonperlen und Lederbeuteln oder auch dem Getreidemahlen mit der steinzeitlichen Steinmühle. Aktuell bringen sich hierbei zwölf freiwillige Helfer ein.

Mit Unterstützung des Modellprojekts „Archäologie und Ehrenamt“ des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege konnte durch museumspädagogisch geschulte Fachkräfte das Wissen der Ehrenamtlichen über die Jungsteinzeit vertieft werden. Mit neuen Kenntnissen auch zu Besucherführung oder zum Marketing werden die Aktionsangebote noch attraktiver.

Mittlerweile wirkt das Projekt über die Grenzen des unmittelbaren Umlands hinaus. In der populären Literatur wird die museumspädagogische Arbeit von Buchbrunn gewürdigt. So verwendete jüngst ein Lehrbuch, das vornehmlich zum Unterricht in Schulen eingesetzt wird, ein Foto der Teilrekonstruktion des Langhauses. Auf diese Weise ist sichergestellt, dass die jungsteinzeitliche Siedlung von Buchbrunn sowohl in Fachkreisen als auch in der breiten Öffentlichkeit in Zukunft von Bedeutung bleibt.

Abbildungen

S. 7, 9–13: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, David Laudien

S. 8: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Grabungsdokumentation



UNESCO-Welterbe Pfahlbauten

Ab ca. 4400 v. Chr.

Pfahlbauten im Starnberger See – Die Roseninsel als Teil des UNESCO-Welterbes

Seit über 6000 Jahren zieht die Roseninsel vor Feldafing im Starnberger See die Menschen magisch an: Hier siedelten schon in der Jungsteinzeit, in der Bronzezeit und in der Eisenzeit Menschen und Fischer, mittelalterliche Adelige errichteten eine kleine Burg, die Inselkirche St. Laurentius war Ziel von Wallfahrern, und im 19. Jahrhundert ließ die bayerische Königsfamilie die Insel zu einem Sommerdomizil umgestalten. Als einzige Insel im Starnberger See lockt die Roseninsel heute neben Tagesgästen auch viele Wassersportler an, die – wenn sie sich nicht an Regeln halten – den im flachen Wasser um die Insel verborgenen Teil des UNESCO-Welterbes „Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen“ gefährden. Dank einer intensiven Öffentlichkeitsarbeit respektieren die meisten Seennutzer die sichtbar gemachte Schutzzone um die Roseninsel inzwischen.

Die Roseninsel im
Starnberger See





Die pittoreske Insel – bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Wörth genannt – ist heute geprägt durch das Casino, das König Maximilian II. von Bayern (1811–64) errichten ließ, sowie durch den namensgebenden Rosengarten. Bereits bei der damit verbundenen Umgestaltung der Insel wurden erste archäologische Funde geborgen. Ebenfalls etwa in diese Zeit fällt die Geburtsstunde der archäologischen Forschung zur Roseninsel: Ausgehend von den ersten Funden vorgeschichtlicher Pfahlbausiedlungen in der Schweiz setzte kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts in ganz Europa eine fieberhafte Suche nach weiteren Pfahlbauten ein. Dabei entdeckte man auch an den Ufern der Roseninsel Holzpfosten, die in bis zu 4 m Wassertiefe im feuchten Seegrund steckten, und erkannte sie als Überreste vorgeschichtlicher Pfahlbauten. Erste Forscher beschrieben bereits mehrere 1000 Hölzer umfassende Pfahlfelder – also umfangreiche Reste von Siedlungen aus verschiedenen vorgeschichtlichen Epochen, die im Flachwasserbereich oder am Ufer errichtet worden waren.

Es sind vor allem die Ufersäume und die ausgedehnten Flachwasserbereiche, welche die Roseninsel zu einem archäologischen Kleinod und einem wissenschaftlichen Archiv erster Güte machen: Die vorgeschichtlichen Pfahlbauten und die zu ihnen gehörenden Siedlungsschichten liegen unter Wasser, sie sind von Seesedimenten überdeckt und dadurch vom Sauerstoff

Luftbild der Roseninsel aus dem Jahr 2006



Freigespülte eisenzeitliche Bauhölzer im Flachwasser vor der Nordostspitze der Roseninsel

abgeschlossen. Daher haben sich organische Materialien wie Holz, Leder, Textilien und Pflanzenreste erhalten, die an Fundplätzen auf dem trockenen Land längst vergangen wären. Hinzu kommt, dass Bearbeitungsspuren an Hölzern Einzelheiten zu vorgeschichtlichen Bau- und Zimmermannstechniken verraten. Über das Auszählen von Jahrringen (Dendrochronologie) kann bestimmt werden, in welchem Jahr ein Gebäude errichtet, repariert oder umgebaut wurde. Archäologen und Naturwissenschaftler können aus den Funden so einzigartig detaillierte Einblicke in das Leben der vorgeschichtlichen Menschen gewinnen, dass die UNESCO die Roseninsel 2011 zusammen mit 110 anderen Fundstellen in der Schweiz, Frankreich, Italien, Slowenien, Österreich und Deutschland in die Welterbeliste eingeschrieben hat.

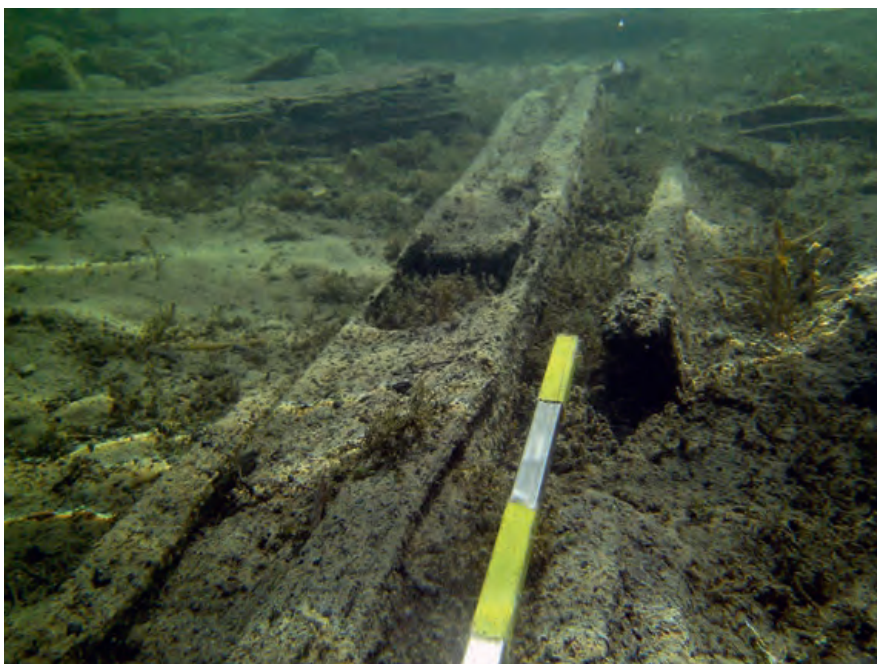
Aufgrund von Hölzern und weiteren Funden wissen wir, dass die Roseninsel erstmals in der Jungsteinzeit besiedelt wurde. Die ältesten Stücke stammen aus der Zeit kurz nach der Mitte des fünften vorchristlichen Jahrtausends. Aber auch aus den nachfolgenden Jahrhunderten und Jahrtausenden zeugen Funde und vor allem die Bauhölzer von der Nutzung der Insel und der umgebenden Flachwasserzonen. Besonders intensiv war die Besiedlung am Übergang von der frühen zur mittleren Bronzezeit (ca. 1600–1550 v. Chr.) und während der sogenannten Urnenfelderzeit (ca. 1200–800 v. Chr.). Aus dieser Zeit stammt ein Einbaum, der um 900 v. Chr. vor dem Westufer der Insel zwischen den Pfahlbauten versank, 1986 wiederentdeckt und anschließend geborgen und konserviert wurde. Mit 13,50 m Länge ist er

das größte vorgeschichtliche Wasserfahrzeug, das bisher vom europäischen Festland bekannt ist.

Die Insel wurde in den damals herrschenden unruhigen Zeiten aus einem natürlichen Schutzbedürfnis heraus aufgesucht – ein Phänomen, das auch bei anderen Pfahlbausiedlungen in Südwestdeutschland und in der Schweiz zu beobachten ist. Einzigartig – nicht nur für Bayern – sind die 2002 unter Wasser entdeckten eisenzeitlichen Gebäudereste und Palisadenkonstruktionen an der Nordostspitze der Insel: Sie datieren ins späte 6. bis frühe



Taucher im Einsatz beim Dokumentieren von Pfahlresten



Liegendes Bauholz im Flachwasser

4. Jahrhundert v. Chr. und gehören damit in die Zeit der Kelten. Damit sind diese Holzfunde die jüngsten Belege für Pfahlbauten überhaupt!

Die Pfahlbauten um die Roseninsel sind jedoch auch besonderen Gefahren ausgesetzt: Neben der Erosion stellen Wassersportler eine latente Bedrohung dar. Bis vor kurzem ankerten an schönen Sommertagen oft mehr als 200 Boote in unmittelbarer Nähe der Insel. Doch selbst Badegäste können das Welterbe schädigen, denn die prähistorischen Kulturschichten mit ihren wertvollen Funden liegen oft nur wenige Zentimeter unter dem Schlick. Von Badegästen und anlandenden Wassersportlern wird das Welterbe dann buchstäblich mit Füßen getreten. Lange Jahre war das jedoch nicht bekannt, da die Siedlungsschichten mit ihren wertvollen organischen Funden im Seeboden verborgen sind.

Deswegen hat man in den letzten Jahren gezielt Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Die Anwohner und Gäste des Starnberger Sees wurden darüber informiert, welch ein Schatz sich im Seeboden rund um die Roseninsel verbirgt. Wichtige Partner der Bodendenkmalpflege waren dabei die Schlösser- und Seenverwaltung als Grundeigentümerin und die Bayerische Gesellschaft für Unterwasserarchäologie (BGfU). Im Zuge der Welterbe-Informationstage auf der Roseninsel berichteten etwa Forschungstaucher aus erster Hand von

Boje zur Markierung der Schutzzone





ihrer Arbeit. Darüber hinaus wurde ein Informationsflyer für die Besucher der Roseninsel erstellt und an alle Segelclubs und Yachthäfen am Starnberger See verteilt.

Damit war aber das Problem noch nicht gelöst, dass man nicht sieht, in welchem Bereich um die Insel die Pfahlbauten liegen und wo man Rücksicht nehmen muss. Aus diesem Grund wurden im August 2016 mit Erlaubnis des zuständigen Landratsamtes Starnberg auf der Grenze der Welterbeschutzzone drei Hinweisbojen gesetzt. Um das Denkmal unter Wasser zu schonen, wurde das Bojensetzen von Forschungstauchern begleitet.

Bald zeigte sich, dass die Welterbeschutzzone dort, wo ihre Ausdehnung durch die Bojen sichtbar ist, von den allermeisten Menschen respektiert wird. Selbst der Naturschutz konnte positive Auswirkungen beobachten: Die zahlreichen Vögel, die im Winter in der Roseninselbucht überwintern, wurden von der Seite, die mit den drei Bojen markiert war, deutlich weniger gestört.

Zudem setzte man im darauffolgenden Frühjahr weitere Bojen und – im besonders flachen Wasser – Holzpfosten mit Hinweisschildern. Außerhalb des Fischschonbezirks haben die Markierungen der Welterbeschutzzone nun einen Abstand von 100 m. So ist für alle Besucher klar, wie weit man an die Insel heranfahren oder -schwimmen kann, ohne dass Gefahr besteht, das Welterbe zu schädigen.

Taucher beim Setzen einer der Bojen

Insgesamt sind die Aufrufe, die Pfahlbauten im flachen Wasser um die Roseninsel zu schützen und dafür auch Einschränkungen in Kauf zu nehmen, in der Öffentlichkeit sehr positiv aufgenommen worden. Die Einheimischen, die seit Generationen um die Funde rund um die Insel wissen und sie geschützt haben, nehmen ebenso Rücksicht auf diesen Teil des Welterbes wie die in Vereinen organisierten Wassersportler.

Abbildungen

- S. 16, 20, 21: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Markus Gschwind
- S. 17: Luftbilddokumentation Klaus Leidorf
- S. 18: Lino von Gartzen
- S. 19: Bayerische Gesellschaft für Unterwasserarchäologie



Bayerns älteste Skulptur

Um 3000 v. Chr.



Bayerns älteste Skulptur – Die jungsteinzeitliche Stele von Gallmersgarten



Gallmersgarten, Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim, eine Nachbildung der Stele an ihrem Fundort

Knapp unterhalb des Anstiegs zur Frankenhöhe stößt der aufmerksame Wanderer nahe der B 470 in dem kleinen Gewerbegebiet „An der Wolben“ bei Gallmersgarten an einem von kleinen Apfelbäumchen gesäumten Weg unvermutet auf eine merkwürdige Steinfigur. Auf der beigestellten Informationstafel kann er lesen, dass es sich um die Nachbildung einer an dieser Stelle entdeckten steinernen Stele aus der Jungsteinzeit handelt, eines in Bayern bislang einzigartigen Fundes. Dahinter verbirgt sich ein kleiner Archäologiekrimi – denn es kann als eine Art „Murphy’s law“ bezeichnet werden, dass bedeutende archäologische Funde nicht immer unter den günstigsten Bedingungen zutage kommen.

Bei so manchem Ausstellungsstück, das in unseren Museen ikonenhaft einen vorgeschichtlichen Zeitabschnitt beleuchtet, sind die Fundumstände schlecht dokumentiert oder werden für immer im Dunkeln bleiben. Um ein Haar wäre der Stele von Gallmersgarten, die man zu den bedeutendsten jungsteinzeitlichen Funden der vergangenen Jahre rechnen darf, das gleiche Schicksal widerfahren.

Bei der abendlichen Heimfahrt wurde ein Mitarbeiter der Denkmalpflege auf Kanalbauarbeiten aufmerksam, die in einer fundträchtigen Gegend am Fuß des nordwestlichen Ausläufers der Frankenhöhe durchgeführt wurden. Er kam gerade im rechten Moment dazu: Am Rande eines frisch ausgehobenen Rohrgrabens lag eine Steinfigur, die der Baggerfahrer kurz vor Feierabend schon zum Abtransport beiseitegelegt hatte – und die einer Verwendung als Gartendekoration entgegensah!

Der Fund entpuppte sich als die bislang älteste vollplastisch bearbeitete Steinskulptur auf bayerischem Boden und damit als ein Gegenstand von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung. Die Figur besteht aus einem sehr akkurat flach walzenförmig zugerichteten Sandsteinblock von etwa 110 cm Höhe, 30 cm Breite und 20 cm Tiefe. Die Bearbeitung erfolgte nicht entlang natürlicher Bruchflächen, sondern leicht schräg zur Schichtung des Gesteins – offenkundig wurde der gesamte Block sorgfältig rundherum behauen.

Die Stele hat menschliche Grundzüge, wobei jedoch nur wenige Merkmale ausgeformt wurden: Über deutlich abgesetzten Schultern ist eine halbrunde Kopfpartie sorgfältig herausgearbeitet. Das stark stilisierte Gesicht entsteht durch eine hufeisen- oder herzförmig herausgepickte Vertiefung, in der



Eine Nachgrabung an der Fundstelle sollte den Aufbau der Erdschichten klären

die Nase als Steg belassen wurde. Zudem hat man Augenlöcher und einen schmalen Mundstrich eingefügt. Weitere Körpermerkmale sind nicht dargestellt oder nicht mehr erkennbar. Am Rücken sind zwei mondsichel- oder hörnerförmige Gebilde erhaben herausmodelliert, deren Bedeutung unklar ist. Ein Zusammenhang mit dem in der Jungsteinzeit verbreiteten Rinderkult kann vermutet werden. Zudem ist nicht auszuschließen, dass sich unter der Sinterschicht, die die Figur überzieht, Reste ehemaliger Bemalung erhalten haben.

Nach der Bergung wurde die Figur sichergestellt. Leider hat der Block beim Ausbaggern auf der rechten Körperseite einige unschöne Scharten abbekommen. Da die herausragende Bedeutung des Steins sogleich feststand,



Kopfpartie der Steinfigur von Gallmersgarten



Die Steinfigur von
Gallmersgarten, Vorderseite,
Höhe der Figur 110 cm

wurde umgehend eine archäologische Untersuchung der Fundstelle eingeleitet. Diese hatte zum Ziel, den Fundort zu dokumentieren und insbesondere Erkenntnisse zur ursprünglichen Lage der Stele zu gewinnen.

Nach Auskunft des Baggerfahrers hatte er sie in etwa anderthalb Metern Tiefe schräg aufrecht stehend angetroffen – eine durchaus bemerkenswerte Information! Zudem zeigte sich, dass der ehemalige Standort der Figur am Rande einer heute vollständig verfüllten Bachniederung oder eines kleinen ehemaligen Seebeckens lag. Nach der Aufstellung war sie wohl lange Zeit weithin zu sehen, bevor sie allmählich von Erdschichten bedeckt wurde. Die intensive Versinterung der Oberflächen deutet jedenfalls darauf hin, dass sie sich über einen längeren Zeitraum in wechselfeuchtem Milieu befunden hat. Funde wie Keramikscherben, Tierknochen und Holzkohlenflitter aus den umgebenden Erdschichten zeigten, dass sich vor allem im ersten vorchristlichen Jahrtausend immer wieder Menschen hier aufhielten und das Gelände mit der Zeit von angeschwemmtem Erdreich bedeckt wurde.

Die Stele aus Gallmersgarten ist ein hervorragender Vertreter einer Gruppe von steinernen menschengestaltigen Figuren, die im ausgehenden vierten Jahrtausend v. Chr. in verschiedenen Gebieten Europas zwischen der Iberischen Halbinsel und dem eurasischen Steppengebiet verbreitet sind – mit teils mehreren Dutzend Exemplaren pro Kleinregion. Die erstmalige „monumentale“ Darstellung des Menschen kann man als Zeichen eines neuen gesellschaftlichen Selbstverständnisses in jener Zeit sehen;

Menhirstatuen aus
Pontevecchio, Mittelitalien



die Zweckbestimmung der Statuen indes ist kaum sicher zu benennen. Die Deutungen reichen von Grenzwächtern, heroisierenden Ahnendarstellungen oder Verkörperungen numinoser Mächte bis zu einfachen Herrschaftssymbolen, also im weitesten Sinne mythisch überhöhten Wesen.

Im Raum nördlich der Alpen waren ähnliche Figuren bislang nur von Fundorten in Sachsen-Anhalt und Baden-Württemberg bekannt. Diese sind jeweils in Zweitverwendung, als Baumaterial in jüngeren Grabanlagen, gefunden worden. Bei ihnen sind Gesichtskonturen, Arme oder verschiedene Attribute allerdings als geritzte oder gepickte Linien ausgeführt. Sie bestehen aus grob zugerichteten Steinplatten von eher unregelmäßiger Form.

Vergleichbare Figuren mit plastischer Gesichtsdarstellung – im speziellen Fall gerne als „eulengesichtig“ bezeichnet – und vollständig überarbeitetem Körper waren nördlich der Alpen dagegen bisher unbekannt. Diese Merkmale, vor allem das hufeisenförmig in Negativtechnik herausgearbeitete maskenartige Gesicht, verbinden unseren Fund vielmehr mit Statuen in verschiedenen Regionen des Mittelmeerraums: In Südfrankreich, in Nord- und Mittelitalien bis hin zu den ligurischen Inseln gibt es richtig gehende Stelenlandschaften mit Dutzenden entsprechender Figuren.

Um die Bedeutung unserer Stele noch besser zu verstehen, ist es wichtig zu wissen, dass die Jahrhunderte um 3000 v. Chr., die ausgehende Jungsteinzeit, einen der dunkelsten Zeitabschnitte in der Vorgeschichte Nord- und Westbayerns darstellen. Nur wenige Fundpunkte können für mehr als ein halbes Jahrtausend Besiedlungsgeschichte benannt werden. Umso überraschender zeigt dieser Fund nun die Einbindung des heutigen Bayerns in ein überregionales, geradezu paneuropäisches Beziehungsgeflecht, das wohl auf Gemeinsamkeiten kultisch-religiöser Art wie auch gesellschaftlicher Vorstellungen und Vernetzungen zurückzuführen ist.

Die Kontakte in den Süden bzw. in den Südwesten, d. h. über die Alpen hinweg oder um sie herum, haben also eine lange Tradition. Anders als gelegentlich angenommen, setzten diese nicht erst in keltischer Zeit ein, also im ersten vorchristlichen Jahrtausend, oder gar erst mit den Römern. Vielmehr reichen sie Jahrtausende zurück und manifestieren sich in Funden wie der Stele von Gallmersgarten.

Abbildungen

S. 23–26: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Felix Wagner

S. 27: Raffaele C. De Marinis, *Le statue-stele della Lunigiana*. Notizie Archeologiche Bergomensi 3, 1995, S. 197 Fig. 1.



Rätselfhafte Kupferbarren

Um 1700 v. Chr.



Gegossen, gebündelt, verschnürt und vergraben – Die Kupferbarren aus Oberding

War es ein Versteck? Das Vorratsdepot eines Metallhandwerkers? Oder vielleicht sogar ein Opfer, also eine rituelle Gabe an die Götter? Völlig unerwartet fand man bei Ausgrabungen in einer vorgeschichtlichen Siedlung bei Oberding fast 800 Kupferbarren mit einem Gesamtgewicht von 82 kg. Die Barren waren zu Bündeln geschnürt eng beieinander liegend in einer Grube in der Erde verborgen worden. Die Untersuchung des Funds erbrachte überraschende Ergebnisse nicht nur zur Rohstoffversorgung im urgeschichtlichen Bayern, sondern auch zur geistigen Vorstellungswelt der bronzezeitlichen Menschen.

Die Ausgräber staunten nicht schlecht, als plötzlich malachitgrüne Kupferstangen neben Tonscherben und Tierknochen aus dem hellgelben Lössboden lugten. Bis dahin hatte die Ausgrabung im Bereich der fruchtbaren Böden am Rande des Erdinger Moores die Reste einer bronzezeitlichen Siedlung zutage gefördert. Am Rand einer mit Tierknochen und Gefäßscherben verfüllten Abfallgrube entdeckten sie nun eine erstaunlich große Menge Kupferbarren, die 1,30 m tief in einer höhlenartigen unterirdischen Nische lagen.

Oberding, Landkreis Erding,
beim Freilegen einer
frühbronzezeitlichen
Abfallgrube zeigten sich die
ersten Spangenbarren





Fundsituation, die Barren im
Erdblock

Der Fund wurde nicht an Ort und Stelle freigelegt, sondern als großer Erdblock, d. h. mitsamt dem umgebenden Erdreich, geborgen. Denn einerseits sollte der bevorstehende Neubau eines Zweifamilienhauses nicht über Gebühr verzögert werden, andererseits wollte man die Lage sämtlicher Kupferbarren möglichst exakt dokumentieren. Knapp zwei Jahre dauerte die anschließende Freilegung durch einen Restaurator im Labor. Zentimeter um Zentimeter wurde jeder Arbeitsschritt zeichnerisch und fotografisch exakt festgehalten.

Bald stand fest, dass ein sensationeller Fund gelungen war: Mit insgesamt 796 Exemplaren handelt es sich um den bislang umfangreichsten Fund von Spangenbarren in ganz Europa. Die sogenannten Spangenbarren verdanken ihren Namen der langgestreckten gekrümmten Form (Spange) und der einstigen Funktion (Barren).



Restauratoren bereiten den
Erdblock zum Abtransport vor



Die gebogene Form der ca. 26–34 cm langen Barren wurde bereits im Zuge des Gussvorgangs bei Temperaturen von über 1000 °C angelegt. Im Mittel wiegen alle 796 Barren annähernd 100 g. Die Spanne bei den einzelnen Stücken ist jedoch sehr weit, sie reicht von ca. 80 bis 160 g. Offensichtlich strebte man an, Barren mit ähnlichem Gewicht und ähnlicher Abmessung quasi normiert herzustellen.



Schrittweises Freilegen unter
Laborbedingungen



Nahezu sämtliche Spangenbarren waren zu Zehnerbündeln zusammengeschnürt. Dies zeigten bereits Computertomografieaufnahmen, die von dem Erdblock nach der Bergung angefertigt wurden. Bei der Freilegung konnten zudem Reste von Baumbast nachgewiesen werden, mit denen die Barren zusammengebunden waren. Die Bündel wurden in acht handlichen Gruppen sorgfältig nacheinander und ähnlich ausgerichtet auf- und nebeneinander gestapelt in der Erdhöhle abgelegt. Vier Bündelgruppen umfassen auffälligerweise jeweils exakt 100 Barren. Möglicherweise besaß das Gesamtgewicht der einzelnen Zehnerbündel sogar eine übergeordnete Bedeutung: Bewusst band man leichtere und schwerere Barren zusammen, um sich einem Gewicht von rund einem Kilogramm anzunähern. Künftige Forschungen können vielleicht einmal entschlüsseln, ob bereits während der Bronzezeit eine Gewichtseinheit in Gebrauch war, die sicher nur zufälligerweise in etwa unserem modernen Kilogramm entsprach.

Noch in einer weiteren Hinsicht erlauben die Oberdinger Kupferbarren einen Einblick in die Vorstellungswelt der bronzezeitlichen Menschen: In bestechender Art und Weise belegen sie den gezielten Umgang mit der Zahl Zehn und deren Vielfachen vor bereits mehr als 3700 Jahren. Der Fund von Oberding ist einer der frühesten Nachweise für die Anwendung des Dezimalsystems in Zusammenhang mit Tausch, Weitergabe und Handel. Jenseits komplexer Wertsysteme war der Materialwert der Zehnerbündel aber auch den eher unkundigen Betrachtern verständlich, da quasi zwei Handvoll Barren zu einem Bündel verschnürt waren.

Die Barren dienten wohl einem doppelten Zweck: Das Kupfer, aus dem die Barren bestanden, konnte einerseits mit Zinn zu Bronze verarbeitet

Die Barren waren zu Zehnerbündeln zusammengeschnürt

werden, einem begehrten Werkstoff zur Herstellung von Waffen, Werkzeugen und Schmuck. Andererseits gelten die Spangenbarren als Wertträger und deshalb als Frühform einer Art Währung, die bereits lange Zeit vor der Erfindung bzw. Einführung des Münzwesens in unseren Breiten in Gebrauch war.

Doch woher stammt das Kupfer aus Oberding? Hierzu lieferte die Untersuchung ihrer Metallzusammensetzung ein faszinierendes Bild: Ein Teil stammt mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit aus Kupferlagerstätten in

Für die Ausstellung wurden die Barren wieder zu Zehnerbündeln zusammengeschnürt



den Ostalpen, konkret aus dem Bergbaurevier am Mitterberg im Salzburger Land; der andere Teil stammt entweder aus dem slowakischen Erzgebirge oder aus dem österreichischen Inntal. Außergewöhnlich ist, dass Barren beider Kupfersorten in sämtlichen Zehnerbündeln stets unterschiedlich gemischt vorkommen! Eindrucksvoll belegt dies, dass die Kupferbarren seinerzeit bereits lange und verschlungene Wege hinter sich hatten und durch viele Hände gelaufen sind, bevor sie jemand gebündelt am Fundort in der Erde verbarg.



Die Kupferbarren im Museum Erding

Aufgrund der Fundumstände steht fest, dass die Barren nicht zufällig in der Siedlung verloren gingen, sondern mit Bedacht im Erdreich verborgen wurden – damit gehört der Fund von Oberding zu einer Kategorie, die man als Horte, Depots, Versteck- oder Verwahrfunde bezeichnet. Gemein ist diesen Funden, dass ihre einstigen Verbergungsumstände unbekannt und den heutigen Menschen rätselhaft sind. Die Menschen der Vorgeschichte haben durch fast alle Zeiten hindurch unterschiedlichste und mitunter auch sehr wertvolle Gegenstände vergraben und versteckt, z. B. Schwerter, Lanzen- spitzen, Münzen, Sichel und Beile. Oftmals entdeckt man Hortfunde an landschaftlich auffälligen und besonderen Plätzen, beispielsweise unterhalb von markanten Felsformationen und an Passübergängen im Gebirge. Aber auch in Mooren, in Flüssen und Seen und in der Nähe von Quellen wurden oft in großer Stückzahl Artefakte niedergelegt oder versenkt. Dadurch wird deutlich, dass hier eine Wiederbergung nicht beabsichtigt war. Derartige Niederlegungen stehen mit großer Wahrscheinlichkeit in engem Zusammenhang mit damaligen Glaubensvorstellungen und Religionsausübung – sie dürfen durchaus als Opfer an die jenseitige Anderswelt, an eine wie auch immer vorgestellte göttliche Sphäre, verstanden werden.

Der Spangenbarrenhort von Oberding stellt jedoch im Hinblick auf den Vergrabungsort eine seltene Ausnahme dar: Denn die Abfallgrube, an deren Rand er vergraben und versteckt wurde, zeigt an, dass sich das Depot in der Nähe einer Siedlung befunden hat.

Zur Diskussion steht im Fall des Horts von Oberding deshalb auch eine profane Deutung: Vielleicht handelt es sich um den Vorrat eines Händlers oder Handwerkers, den dieser nur vorübergehend im Boden verbergen wollte? Aus welchem Grund die über 82 kg wiegenden Kupferbarren, die sicher schon damals ein wertvoller Schatz waren, vergraben und nicht mehr gehoben wurden, wird man jedoch niemals eindeutig sagen können. So bleibt schließlich auch die Person oder die Personengruppe, die für die einstige Niederlegung in Oberding verantwortlich zeichnete, wohl für immer anonym und im Dunkel der Vergangenheit verborgen.

Abbildungen

S. 30–32 o., 33, 35: Harald Krause

S. 32 u., 34: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Jörg Stolz



Grabhügel unter der Erde

Um 700 v. Chr.



Grabhügel unter der Erde – Eisenzeitliche Bestattungen bei Dettenheim

Grabhügel sind ein charakteristischer Bestandteil der bayerischen Denkmallandschaft. Besonders häufig haben sie sich in unseren Wäldern erhalten. In landwirtschaftlich intensiv genutzten Regionen wurden sie dagegen oft vollständig abgetragen. Da die Denkmalpflege den Grabhügeln bereits seit ihren Anfängen besondere Aufmerksamkeit schenkte, sind praktisch alle gut erhaltenen Grabhügel seit langem bekannt. Im Zuge einer Ausgrabung bei Dettenheim wurde jedoch eine Gruppe von ehemaligen Grabhügeln aus der Eisenzeit tatsächlich neu entdeckt – allerdings nicht mehr an der Oberfläche, sondern vollständig verborgen unter der Erde!

Dettenheim,
Stadt Weißenburg i. Bay.,
Landkreis Weißenburg-
Gunzenhausen,
die abgeschobene Trasse der
Ortsumfahrung im Luftbild





Beim Bau einer Ortsumfahrung westlich von Dettenheim war von vorneherein mit archäologischen Funden zu rechnen. Lesefunde an der Oberfläche deuteten auf Bodendenkmäler im Untergrund hin. Zudem lag die Baustelle an einer besonders siedlungsgünstigen Stelle am Rande einer Niederung. Aber nichts ließ erahnen, dass hier Reste urchenichtlicher Grabhügel im Boden erhalten waren. Erst im Zuge der Grabungsarbeiten, die baubedingt tief in den Boden eingriffen, kamen diese nach und nach zutage.

Insgesamt deckte man acht zum Teil verhältnismäßig reich ausgestattete Gräber aus der frühen Eisenzeit (ca. 800–620 v. Chr.) auf. Davon waren drei einst von einem Hügel aus aufgeschüttetem Erdreich überwölbt, der an der Basis jeweils von einem Ring aus großen Steinen eingefasst war. Die Grabanlagen waren gut erhalten. Dies ist darauf zurückzuführen, dass sie ungewöhnlich tief – bis zu drei Meter unter dem Humus – zutage traten.

Am bedeutendsten sind die Erkenntnisse zu einem großen Grabhügel, der über einem zentral gelegenen Kammergrab angelegt wurde. Zwar wurden die Beigaben – vor allem Keramikgefäße – durch den Erddruck auf wenige Zentimeter zusammengedrückt; doch zeigte ihre charakteristische Verteilung, dass sie in einer Grabkammer aus Holz abgestellt worden waren.

Zunächst zeigten sich mehrere große Gefäße. Dann folgten in einer zweiten Reihe zerbrochene und zerdrückte flache Teller unterschiedlicher Größe. Eine Restauratorin konnte aus den verschiedenen „Scherbenhäufen“

Die ehemaligen Grabhügel zeichnen sich als dunkle Erdverfärbung ab, Steinkreise fassten die Hügel an ihrer Basis ein



Grabhügel bei der Freilegung

insgesamt 26 Gefäße unterscheiden und zusammensetzen, die zum Teil sogar ineinander gestapelt gewesen waren.

Bei der Bestattung unter dem Grabhügel handelt es sich um ein charakteristisches Grab der frühen Eisenzeit. An der Längswand der Kammer wurden große Gefäße aufgestellt, die sehr wahrscheinlich mit Flüssigkeiten gefüllt waren. Die zugehörigen kleinen Gefäße, die zum Herausschöpfen der Getränke dienten, lagen in ihnen.

Dazwischen fanden sich auch die sterblichen Überreste der bestatteten Person. Dabei handelte es sich jedoch nicht um ein Skelett, sondern um sogenannten Leichenbrand: Der oder die Tote wurde zunächst auf einem Scheiterhaufen verbrannt, anschließend sammelte man die verbrannten Knochenstücke ein und verstreute sie zwischen den Gefäßen in der Grabkammer.

Die ungewöhnlich große Zahl der Gefäße ist ein Hinweis auf die besondere soziale Stellung der bestatteten Person. Doch weshalb begrub man jemand mit derart vielen Vorrats- und Schöpfgefäßen? Hierfür bieten sich zwei mögliche Erklärungen an: Einerseits deuten umfangreiche Geschirrsätze auf größere Gastmähler, die von Angehörigen der Oberschicht veranstaltet wurden. Indem man die Gefäße im Grab niederlegte, inszenierte man die verstorbene Person gewissermaßen als großzügigen Gastgeber – und damit als Angehörigen der Oberschicht. Andererseits belegen bildliche Darstellungen der Zeit – vor allem aus Italien –, dass das Schöpfen von Getränken aus einem Gefäß in eine Trinkschale auch rituellen Charakter hatte. Möglicherweise verband sich die Rolle des Gastgebers mit dem Ritual der Trankspende.

Rechte Seite:
Zerdrückte Gefäße in der Grabkammer, große Vorratsgefäße waren an der Längswand der Grabkammer abgestellt





Großes Vorratsgefäß
und kleines Schöpfgefäß
mit Henkel

Zwei vollständig erhaltene
Tassen mit Doppelhenkel





Geschirrsatz mit insgesamt
26 Gefäßen aus einem Grab

Mit der Ausgrabung erfasst man nur einen Teil des ursprünglichen Friedhofs. Weitere Gräber befinden sich aller Wahrscheinlichkeit nach unter der heutigen Straßenkreuzung. Nachgewiesen werden konnte jedoch die Einfassung des Friedhofs, die aus einem Graben mit innen liegender Palisade bestand. Offensichtlich war der Bestattungsplatz der Eisenzeit ähnlich wie unsere heutigen Friedhöfe von einer Begrenzung eingefasst, die den Bereich der Toten von dem der Lebenden trennte. Ferner zeigte sich, dass die Einfriedung mehrfach ausgebessert wurde. Dies belegt, dass die Menschen der Eisenzeit den Bestattungsplatz über einen längeren Zeitraum hinweg immer wieder aufsuchten – aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur um hier weitere Tote zu begraben, sondern auch um ihrer zu gedenken.

Weshalb legten die Menschen der frühen Eisenzeit nun gerade an dieser Stelle ihren Friedhof an? Eine Erklärung bietet die Lage des Fundplatzes: Grabhügel sind für urgeschichtliche Verhältnisse vergleichsweise monumentale Bauten. Sie zielen darauf ab, von ihren Betrachtern als solche wahrgenommen zu werden – um so an die darin beigesetzten Toten zu erinnern. Aus diesem Grund werden sie häufig an Stellen angelegt, an denen sie auch aus einiger Entfernung gut zu sehen sind. In diesem Sinne sind sie dann besonders wirkungsvoll, wenn in ihrer Nähe ein Weg verläuft und sie deshalb vielen Passanten ins Auge fallen.

Dies trifft auf den Fundplatz bei Dettenheim in besonderem Maße zu: Unmittelbar westlich des Orts ist ein vergleichsweise leichter Übergang vom Altmühltal zur Schwäbischen Rezat möglich, und damit über die Frankenalb. Diese günstige Lage zeigt sich unter anderem daran, dass gut eineinhalb Jahrtausende später Kaiser Karl der Große in unmittelbarer Nachbarschaft seinen berühmten Karlsgraben bauen ließ, einen Kanal zwischen Altmühl und Rezat, der eine schiffbare Verbindung zwischen Donau und Rhein herstellte. Mit großer Wahrscheinlichkeit nutzten bereits die Menschen der frühen Eisenzeit diese Passsituation – und nahmen bei ihrem Übertritt über die europäische Wasserscheide die Grabhügel am Wegesrand wahr.

Weshalb wurden die Grabhügel aber später vollständig von Erde überdeckt? Hierzu geben naturwissenschaftliche Untersuchungen der zahlreichen Schichten, die die Hügel bedeckten, Aufschluss: Einerseits kam es in den Hanglagen der Frankenalb bereits ab der Eisenzeit zu umfangreichen Abtragungen von Erdreich. In den Talauen führte dies zur Bildung von zum Teil mächtigen Schwemmschichten, die die ältere Landschaft unter sich begruben. Grund für diese Erosions- und Sedimentationsprozesse dürfte die zunehmende Entwaldung und landwirtschaftliche Nutzung der Hochflächen der Frankenalb gewesen sein. Im Fall unserer Grabhügel kam hinzu, dass das Gelände im späten Mittelalter zur Befestigung eines Weges dammartig aufgeschüttet wurde. Hierdurch wurden die urgeschichtlichen Grabhügel schließlich ganz unter der Oberfläche begraben. Die Hügel verloren so zwar endgültig ihren Sinn als erinnerungsstiftende Landmarken – andererseits blieben sie nur deshalb bis in jüngste Zeit unter der Erde erhalten.

Abbildungen

S. 37, 40, 41: Firma Archbau

S. 38: Luftbild 5D392086 Klaus Leidorf

S. 39: Klaus Leidorf

S. 42, 43: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Michael Forstner



Furcht vor Wiedergängern?

Um 200 v. Chr.



Furcht vor Wiedergängern? Keltische Gräber aus Landsham

Gefesselt, erschlagen und verscharrt? Bei Ausgrabungen in Landsham kamen fünf bemerkenswerte Gräber aus keltischer Zeit zutage. Neben zwei verhältnismäßig reich ausgestatteten Bestattungen fallen drei weitere Gräber auf, in denen die Körper der Toten vor oder während der Beisetzung auf ungewöhnliche Weise behandelt wurden. Handelt es sich um Bestattungspraktiken, die nur aus unserer heutigen Sicht ungewöhnlich anmuten? Oder fürchteten die Angehörigen gar, dass die Verstorbenen wiederkehren könnten?

Eigentlich hatten die Kampfmittelräumer in einem Neubaugebiet bei Landsham nach Blindgängern aus dem Zweiten Weltkrieg gesucht. Stattdessen beförderte ihr Bagger im Beisein von Archäologen Waffen der etwas anderen Art ans Tageslicht: Lanze und Schwert eines keltischen (Bauern-)Kriegers.

Landsham, Gemeinde Pliening,
Landkreis Ebersberg,
Grab einer jungen Frau





Ein Brandgrab zeichnet sich als kreisrunde dunkle Verfärbung im Boden ab

Ein Fall für die Kampfmittelbeseitigung waren diese Waffen nicht mehr: Das Schwert war schon vor mehr als 2000 Jahren im Rahmen der Bestattungszereemonie verbogen und damit unbrauchbar gemacht worden. Gleichzeitig stellte dieser Fund den Auftakt zur Entdeckung eines kleinen Friedhofs mit höchst bemerkenswerten Bestattungen aus keltischer Zeit dar.

Auslöser für die Ausgrabung war die Erschließung eines großen Baugebiets, in dessen Umfeld schon mehrfach vorgeschichtliche Funde entdeckt worden waren. Bei der archäologischen Untersuchung konnten zunächst umfangreiche Reste von Siedlungen aufgedeckt werden. Neben Häusern aus der Zeit um 2000 v. Chr. sowie der römischen Periode kamen auch Spuren eines Bauernhofs aus keltischer Zeit zutage. Zu den einstigen Bewohnern dieses Gehöfts hatte wohl der Mann gehört, der drei Steinwürfe östlich davon in dem erwähnten Grab beigesetzt worden war, das bei der Kampfmittlräumung entdeckt wurde.

Wie in keltischer Zeit in manchen Fällen üblich, hatte man den Körper des Toten vor der Beerdigung verbrannt. Die danach noch erhaltenen Knochen setzte man zusammen mit einigen Beigaben in einer Grube bei. Unter den geborgenen Waffen fällt vor allem das Schwert auf. Es steckte in einer reich verzierten Scheide, von der noch einige Bruchstücke erhalten sind, die eine fein gearbeitete Greifen- oder Drachendarstellung zeigen. Zudem war das Schwert bei der Auffindung stark verbogen. Dies kann einerseits ganz pragmatisch dadurch erklärt werden, dass es sonst nicht in die verhältnismäßig enge Grabgrube gepasst hätte. Andererseits diente das Verbiegen wohl auch dazu, das Schwert aus rituellen Gründen unbrauchbar zu machen – dies ist in keltischer Zeit immer wieder zu beobachten. Unversehrt erhalten, blieben dagegen die eiserne Lanze sowie die Reste des Schildes.

In der Nähe fanden sich noch weitere Gräber. Neben einer eher ärmlichen Bestattung mit einem verbrannten Leichnam handelt es sich um drei Gräber,



Verbogenes und somit
unbrauchbar gemachtes
Schwert aus dem Kriegergrab

in denen man die Toten unverbrannt beigesetzt hatte. Gut ausgestattet war insbesondere das Grab einer jungen Dame. Sie besaß eine Halskette mit Perlen aus Glas und Bernstein. Neben Armschmuck aus Bronze und Eisen trug sie auch einen Ring aus dunkelblauem Glas am Oberarm. Diese bunten Schmuckstücke waren ein Verkaufsschlager, nicht zuletzt weil sie zerbrechlich waren und die modebewusste Keltin des Öfteren Nachschub benötigte. Auch in der Landshamer Siedlung waren Bruchstücke zerbrochener Armringe zutage gekommen.

Hinsichtlich der Qualität der Beigaben entsprach dieses Grab etwa dem bereits erwähnten Kriegergrab – handelte es sich bei den beiden vielleicht sogar um Mann und Frau? Deutlich weniger reich ausgestattet sind die übrigen drei Gräber. Sie enthielten wenige einfache Beigaben wie Armringe aus Eisen oder Bronzedraht sowie eiserne Gewandschließen. Umso erklärungsbedürftiger ist jedoch die Art und Weise, wie man die Toten ins Grab gelegt hatte.

Eine ältere Frau hatte man auf dem Bauch liegend beerdigt. Die Unterarme der Toten waren angezogen, sodass die Hände mit den Handflächen nach oben unter der rechten Brust zu liegen kamen. Einen Mann hatte man dagegen in Seitenlage beigesetzt. Sein Kopf war auffällig um 90 Grad zur Seite geneigt – möglicherweise hatte man ihm vor der Bestattung den Kopf vom Rumpf abgetrennt.

Auch im letzten Grab, in dem ein junger Mann bestattet wurde, fallen zwei Besonderheiten auf: Zum einen klaffte in seinem Schädel ein Loch, das dem Umriss eines Steins entspricht, der hinter dem Kopf niedergelegt war. Hatte man ihm damit den Schädel eingeschlagen? Zum anderen waren seine Arme auffällig im Becken überkreuzt – hier wäre eine Fesselung der Handgelenke denkbar.



Glasarmring einer Frau

Jeweils für sich genommen, könnte man diese Auffälligkeiten im Einzelfall auch anders erklären. Beisetzungen in Bauchlage gibt es in geringer Zahl in vielen Perioden der Vor- und Frühgeschichte. Der abgetrennte (?) Kopf könnte auch beim Zusammenfallen des Grabes durch den Erddruck verschoben worden sein. Ob der Schädel tatsächlich mit einem Stein eingeschlagen wurde – noch zu Lebzeiten oder erst nach Eintritt des Todes – wird vielleicht die noch ausstehende anthropologische Analyse zeigen können. Auch die überkreuzte Lage der Arme muss nicht zwingend auf eine Fesselung zurückzuführen sein.

Allerdings ist die Häufung merkwürdiger Details auffällig und damit erklärungsbedürftig. Eine gängige archäologische Deutung lautet, dass die Manipulationen an den Toten mit der Furcht vor Wiedergängern in Zusammenhang standen. Sollte etwa die bäuchlings bestattete Frau falls sie wieder erwachen würde, in die Tiefe graben und deshalb nie die Oberfläche erreichen? Einem ähnlichen Zweck könnte auch eine rituelle Enthauptung, das Einschlagen des Schädels und die Fesselung eines Toten gedient haben.



Lanzenspitze aus dem Kriegergrab



Mann mit merkwürdig
verdrehtem Schädel



Ein klaffendes Loch im
Schädel, daneben ein Stein:
Grab eines jungen Mannes

Hatten die Bewohner des Gehöfts vielleicht ihr Gesinde zu Lebzeiten schlecht behandelt und fürchteten sich nun nach dem Ableben vor deren Rachegeleüsten?

Solche Überlegungen liegen einerseits nahe, andererseits erzählen sie vielleicht mehr über unser gegenwärtiges Verhältnis zum Tod als über jenes der keltischen Zeit – denn die in Landsham gemachten Beobachtungen entsprechen nicht unseren heutigen Vorstellungen zum pietätvollen Umgang mit verstorbenen Menschen und wirken deshalb auf uns verstörend. Ob die Bewohner Bayerns während keltischer Zeit dies ebenso empfanden, lässt sich nur vermuten. Letztlich spricht dafür allein die Tatsache, dass entsprechende Praktiken auch bei den Bestattungen der keltischen Zeit nicht allgemein üblich waren.

Zumindest eines lässt sich jedoch mit Sicherheit sagen: Sollte die Furcht vor Wiedergängern tatsächlich der Grund für die eigenartige Behandlung der drei Toten gewesen sein, so waren diese Vorkehrungen in jedem Falle ausreichend: Denn die Toten kamen nach der Bestattung nicht zurück, sondern ruhten bis in jüngste Zeit ungestört in ihren Gräbern.

Abbildungen

S. 45–47, 50, 51: Firma SingulArch, Stefan Biermeier

S. 48, 49: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Dorothea Albert



Bayerns jüngste Entdeckerin

Um die Zeitenwende



Bayerns jüngste Entdeckerin – Römische Technik in Germanien

Die vierjährige Fabienne hielt ihrem Vater bei einem Spaziergang an einem grauen Märznachmittag einen komischen Gegenstand unter die Nase: „Papa, was ist das?“. Der Vater wusste mit dem glatt geschliffenen Stein in der Größe eines Schokoriegels nichts anzufangen. Auch die verrosteten Gegenstände, die sie in der Nähe in der Erde fanden, blieben rätselhaft. So benachrichtigte die Familie den Bürgermeister der Gemeinde, der den Fund der Denkmalpflege meldete. So nahm die Geschichte vom römischen Technik-Know-how fernab der römischen Provinzen in Germanien ihren Anfang.

Die junge Finderin an der Fundstelle am Rand eines Getreidefeldes in Hendungen, Landkreis Rhön-Grabfeld

Schnell stellte sich bei der Begutachtung der Funde heraus, dass die kleine Fabienne einen besonderen Fund gemacht hatte. Umgehend wurde die Fundstelle bei Hendungen fachgerecht untersucht. Dabei bestätigte sich der Verdacht, dass die auf den ersten Blick unscheinbaren Fundgegenstände zu einer Bestattung aus der Zeit um Christi Geburt gehörten.





An der Fundstelle wurde der Boden für eine Nachuntersuchung freipräpariert

Es handelte sich um die Reste eines Urnengrabes: Der Leichnam war zunächst auf einem Scheiterhaufen gemeinsam mit Beigaben verbrannt worden. Nachdem das Feuer heruntergebrannt war, sammelte man die Reste der Knochen – den sogenannten Leichenbrand – sowie die Überreste der Beigaben ein. Beides legte man in ein Keramikgefäß und vergrub es in der Erde. Vor 2000 Jahren war dies in Germanien die übliche Art, die Toten zu bestatten.

Bei den Beigaben aus dem Urnengrab von Hendungen handelt es sich vor allem um die persönlichen Gegenstände des Toten: ein Messer, ein kleines Eisenwerkzeug (Pfriem), eine Gürtelschnalle, Teile einer Gewandspange sowie wahrscheinlich ein Rasiermesser. Zudem fand sich eine Waffe, nämlich die Spitze einer eisernen Lanze. Hinzu kamen die Reste einer sogenannten Bügelschere, die im Grundsatz solchen Scheren ähnelt, wie sie bis heute gelegentlich zum Schafscheren benutzt werden. Die heute üblichen Scheren mit einem mittigen Gelenk setzten sich dagegen erst mehr als ein Jahrtausend später, im ausgehenden Mittelalter, durch. Der rätselhafte Stein schließlich, den die kleine Fabienne als ersten Fund entdeckt hatte, entpuppte sich als Wetz- oder Polierstein.

Die Beigaben sind nicht zufällig fast allesamt aus Eisen, denn nur Beständiges hat den Scheiterhaufen und die folgenden 2000 Jahre einigermaßen gut überstanden. Gegenstände aus vergänglichem Material, die man der toten Person sicher ebenfalls mit auf den Scheiterhaufen gelegt hatte, haben sich hingegen nicht erhalten. Dazu zählt der Schaft der Lanze, der Griff des Messers und der Gürtel, der mit der Gürtelschnalle verschlossen wurde. Da sie aus Holz, Horn oder Leder gefertigt wurden, sind sie vollständig verbrannt.

Ganz anders als in der heutigen Zeit handelte es sich damals um keine Wegwerfgesellschaft. Das zeigt etwa ein Detail an der Bügelschere: Der Bügel der Schere war einst gebrochen und wurde repariert.



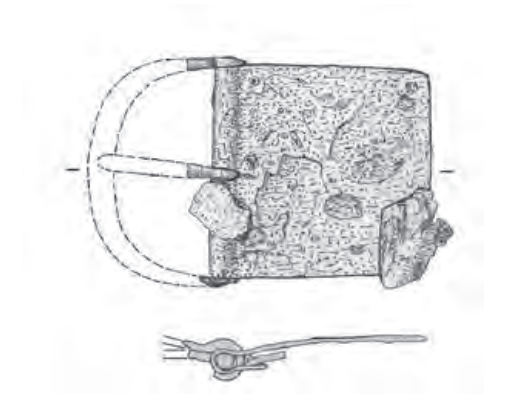
Lanzenspitze,
Foto und Zeichnung

Die Funde erlauben einige Aussagen über die verstorbene Person. Vermutlich handelt es sich um einen Mann, der dort bestattet wurde. Darauf deuten nicht nur die Waffe (Lanze), das Werkzeug (Pfriem, Schere) und das Rasiermesser, sondern auch der Gürtel und die Gewandspange hin.

Ein ganz unscheinbares, aber hochinteressantes Objekt verbirgt sich hinter dem verrosteten Rest einer Gewandspange, einer sogenannten Fibel.



Bügelschere und
Gürtelschnalle,
Foto und Zeichnung,
fehlende Partien ergänzt

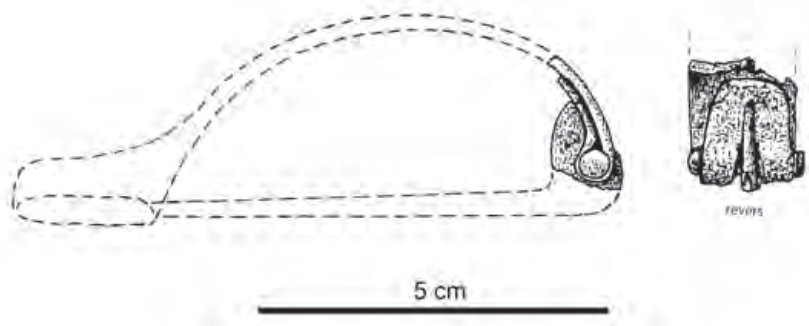




Finderin Fabienne präsentiert die restaurierten Funde

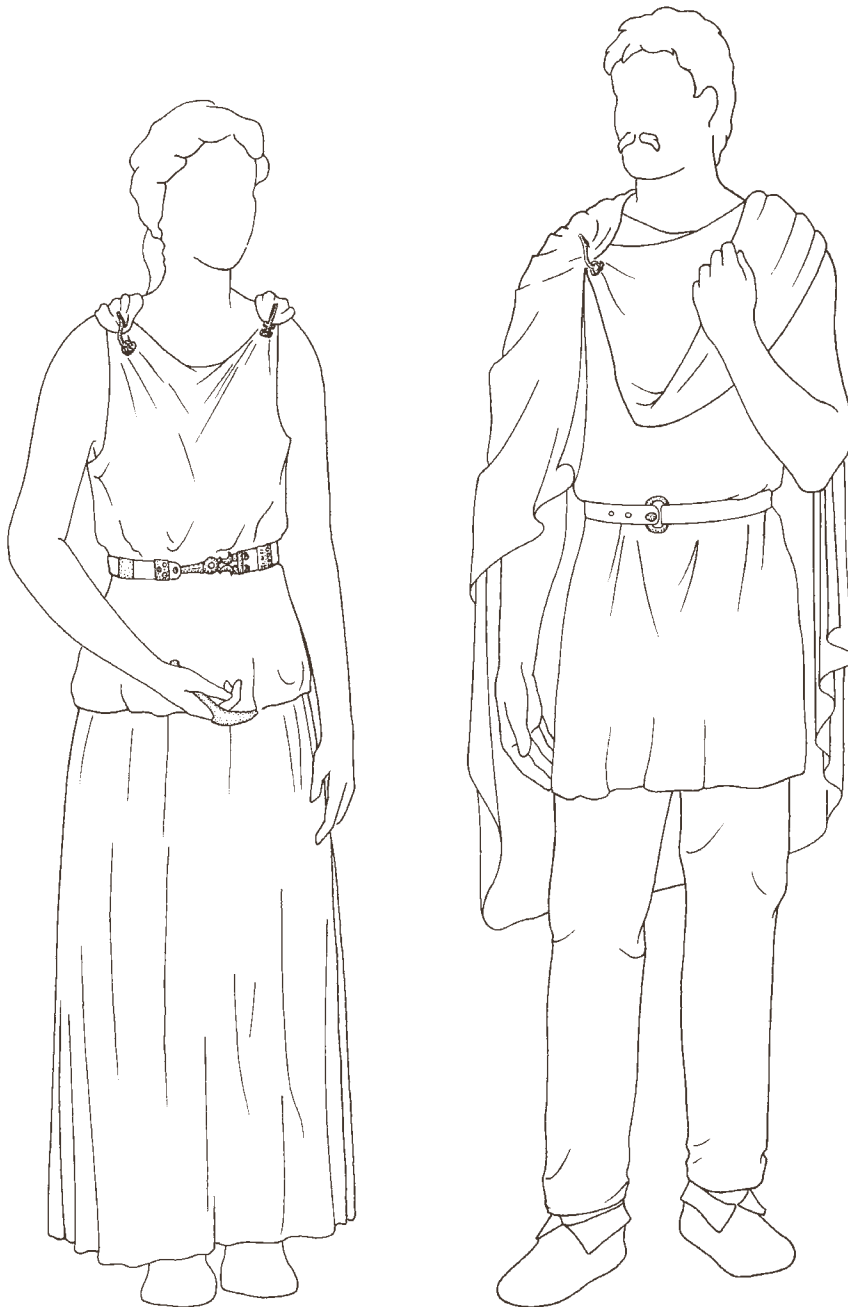
Damit wurde einst ein dicker Wollmantel auf der Schulter verschlossen. Im Gegensatz zu unseren heutigen Sicherheitsnadeln, die eine kleine Spirale am Ende der Nadel haben, damit diese federt und verschlossen werden kann, besitzt die Fibel aus Hendungen eine Scharnierkonstruktion. Weshalb ist dieses Detail so besonders?

Fibeln mit Schanierkonstruktion sind eindeutig eine römische Erfindung. Die ersten Fibeln dieser Art kamen im heutigen Frankreich vor, und zwar zunächst immer in Zusammenhang mit römischem Militär. Die Bewohner Germaniens benutzten dagegen Fibeln mit einer Spirale, entsprechend unseren heutigen Sicherheitsnadeln. Die Fibel aus Hendungen mit der Scharnierkonstruktion ist somit eine absolute Seltenheit in Germanien. Dazu kommt, dass die Technik, also der Scharnierverschluss, zwar eindeutig auf römische



Rekonstruktionszeichnung der Gewandspange

Vorbilder zurückgeht, die Fertigung jedoch eher auf eine einheimische Herstellung schließen lässt. Einerseits kann man das sagen, weil es sich um eine Fibel aus Eisen handelt – die römischen waren nämlich typischerweise aus Bronze oder Messing. Andererseits wirkt die Scharnierkonstruktion im Gegensatz zu den in Massenproduktion und technisch perfekt hergestellten römischen Vorbildern etwas ungenau. Ein Archäologe, der schon viele solche Fibel gesehen hat, erkennt den Unterschied sofort. Auch bei der Gürtelschnalle lässt sich ein römischer Einfluss vermuten.



Rekonstruktionszeichnung
einer Frau und eines Mannes
in damaliger Kleidung

Archäologen suchen immer nach einer Erklärung für Auffälligkeiten oder Abweichungen vom Üblichen im Fundgut. Die Fibel, vielleicht auch die Gürtelschnalle, erzählt uns eindeutig von einem römischen Einfluss auf die einheimische Bevölkerung – ganz im Gegensatz zu den anderen Beigaben, die gut zu einem einheimischen Mann passen. Dies wirft die Frage auf, weshalb der Mann eine Fibel nach dem Vorbild römischer Soldaten trug: Pfl egte der Mann engen Kontakt zu römischen Soldaten oder hatte er gar in Diensten der Römer gestanden?

Wir können dies nur vermuten, aber ein Zusammenhang mit den Versuchen der Römer, von Westen her Germanien zu erobern, liegt nahe. Während eines kurzen Zeitraumes von rund zwei Jahrzehnten um die Zeitenwende scheint dies den Römern auch gelungen zu sein. Ein wichtiges Zeugnis hierfür ist das nur für einige Jahre genutzte Truppenlager von Marktbreit, südöstlich von Würzburg am Main gelegen. Dort waren nicht nur tausende römischer Soldaten stationiert, sondern von dort aus wollten die Römer die ganze Region zur römischen Provinz machen. Nach der Niederlage in der Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. zogen sich die Römer jedoch auf eine Linie entlang von Rhein und Donau zurück. Es scheint, dass es in der verhältnismäßig kurzen Zeit der römischen Besetzung von Germanien zu einem intensiven Kontakt zwischen römischem Militär und der einheimischen Bevölkerung kam, und damit wohl auch zu einer bewussten Auseinandersetzung mit dem Neuen und Fremden – in unserem Fall mit dem Scharnierschluss der römischen Fibeln, der die Menschen vielleicht einfach faszinierte.

Dank des Funds der jungen Fabienne und dem beherzten Vorgehen aller Beteiligten können wir mit dem Urnengrab von Hendungen eine Spur dieser Vorgänge vor 2000 Jahren im heutigen Franken erkennen.

Abbildungen

S. 53, 54, 58 o.: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, David Laudien

S. 55: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Tilman Wanke

S. 56 r., S. 57 m., S. 58 u.: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Anneliese Kröner

S. 59: Thomas Völling, *Frühgermanische Gräber von Aubstadt im Grabfeldgau (Unterfranken)*.

Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte A 67 (Kallmünz 1995) S. 69 Abb. 11



Sturz der alten Götter?

Um 250 n. Chr.



Sturz der alten Götter? Die Jupitergigantensäule aus Obernburg am Main

Auf den ersten Blick handelt es sich um einen höchst ungewöhnlichen Fundort: Bei der Ausgrabung zweier verfallener römischer Brunnen in Obernburg am Main wurden Teile einer großen Skulptur aus Sandstein, eine Steinsäule sowie weitere Steinblöcke mit eingemeißelten Reliefs und einer Inschrift aufgefunden. Doch weshalb machte sich jemand in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. die Mühe, ein großes Denkmal aus Stein sorgfältig zu zerschlagen und die Trümmer in Brunnen zu versenken?

Obernburg a. Main,
Landkreis Miltenberg,
Viergötterstein und weitere
Teile der Jupitersäule bei der
Auffindung





Göttervater Jupiter im Feldherrenmantel reitet im Galopp über den Giganten hinweg: Diese Figurengruppe bekrönte die Säule

Man hätte ja schon vermuten können, dass in der Römerstraße in Obernburg Funde aus der Römerzeit zum Vorschein kommen. Da aber auf dem fraglichen Grundstück bereits ein Haus mit einem Keller gestanden hatte, gingen die Ausgräber zunächst davon aus, dass nicht mehr viel übrig sein könne aus der Römerzeit. So war die Überraschung groß, als in mehr als zwei Metern Tiefe Reste der römischen Siedlung zutage traten. Unter mächtigen Schwemmschichten, die im Laufe des Mittelalters die römische Siedlung überdeckten, hatten sich Reste eines Steingebäudes sowie drei Brunnen erhalten. Zu diesem Steinhaus gehörte auch eine gepflasterte Fläche, auf der einmal ein besonderes Denkmal gestanden hatte. Dessen Reste fanden sich jedoch nicht mehr am ursprünglichen Aufstellungsort, sondern zusammen mit verbranntem Bauschutt in den Brunnenschächten daneben.

Obernburg, ganz im Nordwesten Bayerns gelegen, ist seit langem für seine Funde aus römischer Zeit bekannt. Zu dieser Zeit bildete der Untermain die Grenze des Römerreiches. Die Gegend westlich des Mains gehörte

zur Provinz Germania superior (Obergermanien). Östlich davon lebten germanische Stämme wie Hermunduren oder Markomannen. Der Limes wurde durch befestigte Truppenlager, sogenannte Kastelle, geschützt. Unter dem heutigen Obernburg liegt ein solches Kastell, das vor 1900 Jahren errichtet wurde. In dem 188 x 160 m großen Lager lebten ungefähr 500 römische Soldaten. Für deren täglichen Bedarf und für die Familien der Soldaten gab es ein Lagerdorf um das Kastell herum. Dort lebten und arbeiteten Händler, Handwerker sowie die Frauen und Kinder der Soldaten.

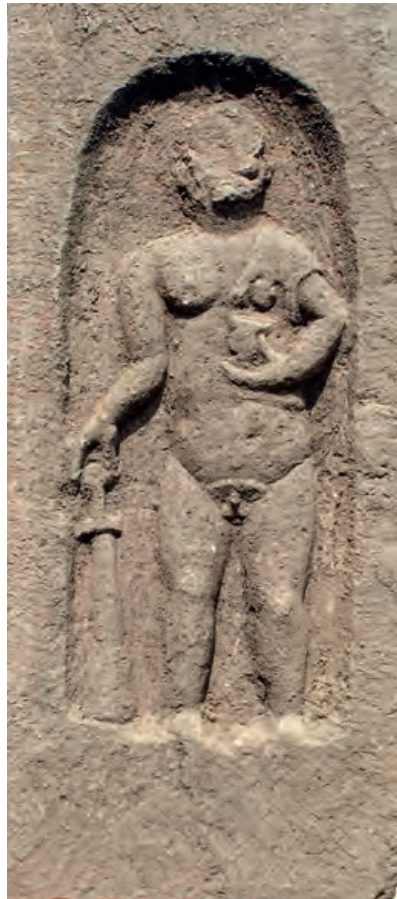
Anhand einer Reihe ähnlicher Funde lassen sich die Denkmaltrümmer aus den Brunnen in Obernburg relativ einfach deuten: Es handelt sich um Teile einer sogenannten Jupitergigantensäule, die insgesamt rund 4 m hoch war. Zuunterst bestand sie aus einem rechteckigen Sockelstein, auf dessen Längsseiten vier Götter dargestellt sind: Juno, Minerva, Merkur und Herkules. Darüber befanden sich ein flacher Stein mit einer Inschrift sowie eine große Säule mit Schuppenverzierung. Gekrönt wurde das Denkmal von einer Szene, die diesem Denkmaltyp den Namen gab: Jupiter, der Göttervater im Olymp, reitet über einen Giganten hinweg.

Die Seiten des Viergöttersteines, von links: Juno, Minerva, Merkur und Herkules



Giganten waren in der antiken Mythologie erdgeborene Wesen mit Schlangenbeinen. Der Sieg der Götter über die Giganten ist ein wichtiges Thema in der antiken Kunst. Aber auch einheimische Vorstellungen der Götterwelt beeinflussten die Darstellung. Das erkennt man daran, dass Jupiter reitet und nicht zu Fuß kämpft, worin sich vermutlich keltisch-germanische Glaubensvorstellungen widerspiegeln. Jupitergigantensäulen finden sich nicht in der gesamten römischen Welt, sondern nur in den Regionen nördlich der Alpen, in den germanischen Provinzen, in Belgien und dem nördlichen Frankreich. Schon aufgrund dieser Verbreitung liegt die Vermutung nahe, dass die Jupitergigantensäulen als Ergebnis einer Vermischung römischer religiöser Vorstellungen mit einheimischen Kulturen entstanden sind.

Bei der Säule aus Obernburg und bei vielen anderen Säulen kommt noch eine weitere Bedeutungsebene hinzu: Der Gigant schaut so gar nicht gefährlich aus und Jupiter reitet ganz locker über den Feind. Das hat damit zu tun, dass die Römer in der Darstellung des „besten und höchsten Jupiter“ (Jupiter Optimus Maximus) auch immer ein wenig den Kaiser sahen.





Darauf verweist auch der wehende Feldherrenmantel, den Jupiter trägt. Der römische Kaiser war zu dieser Zeit derart unbesiegbar, dass er gar nicht mehr im Kampf dargestellt werden musste. Bereits durch die schiere Präsenz des Kaisers krümmt sich der Gigant mit seinen Schlangenbeinen zusammen.

Da die Jupitergigantensäule somit für die Macht des römischen Kaisers und der römischen Götter stand, war ihre Zerstörung andererseits ein Zeichen dafür, dass die Macht der Götter bzw. des Kaisers, wenn nicht gar des römischen Imperiums gebrochen war. Doch wer hatte ein Interesse

Säule mit Schuppenverzierung,
abschließende Figurengruppe
und Zwischengesims mit
Weihinschrift





Reste eines Steingebäudes

daran, dieses Denkmal zu zerstören und seine Reste sorgfältig in Brunnen zu verbergen?

Traditionell werden dafür gerne die äußeren Feinde Roms in Anspruch genommen, etwa germanische Stämme, die in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. die römische Grenze angegriffen hätten. Doch warum hätten sie sich diese Mühe machen sollen? Konnten sie mit dem Denkmal überhaupt etwas anfangen bzw. verstanden sie seine symbolische Bedeutung? Eine weitere Beobachtung könnte hier weiterhelfen: Die Gesichter der vier Götter auf dem Sockelstein wurden offenbar absichtlich und gezielt beschädigt – dies spricht eher für Denkmalstürzer, die mit der Symbolik der Bilder vertraut waren. Haben etwa frühe Christen das Monument der heidnischen Götter zerstört? Allerdings wissen wir nicht, ob in dieser abgelegenen Grenzregion des Imperiums in der Mitte des 3. Jahrhunderts überhaupt schon christliche Gemeinden existierten. Vielleicht richtete sich der Zorn der Denkmalstürmer auch nur gegen die Säule als Symbol des Kaisers bzw. des römischen Staats – denn die Mitte des 3. Jahrhunderts war auch eine Phase großer innerer Krisen im Römischen Reich. Haben etwa Teile der einheimischen Bevölkerung, die sich vom römischen Staat im Stich gelassen sahen, das Denkmal selbst zerstört?



Münze des römischen Kaisers Antoninus Pius

Auch wenn diese Fragen gegenwärtig nicht zu beantworten sind, so steht doch fest, dass die Zerstörung der Säule einen Wendepunkt markiert – denn nur wenig später endete die römische Herrschaft am Main und es begann ein neues Kapitel der Geschichte.



In Stein gebettet
Um 200–700 n. Chr.



In Stein gebettet – Ein römischer Sarkophag im „Großen Gräberfeld“ von Regensburg

Als Standort einer rund 6000 Mann starken Armee, der 3. Italischen Legion, war Regensburg der wichtigste römische Stützpunkt in Bayern. Besonders eindrucksvoll zeugen davon die gut erhaltene Mauer des Legionslagers und das monumental gestaltete Eingangstor, die Porta Praetoria. Archäologisch ebenso bedeutend, aber ganz unter der Erde verborgen sind die Gräber der frühen Bewohner aus römischer und frühmittelalterlicher Zeit. Von dem „Großen Gräberfeld“ wurden jüngst weitere 1500 Bestattungen ausgegraben, darunter das Grab einer Frau mittleren Alters, die in einem großen, aus einem Steinblock gehauenen Sarg, einem sogenannten Sarkophag, beigesetzt war.

Regensburg, der Sarkophag wird zum Abtransport vorbereitet



Es war kurz vor Weihnachten: Bei einer bereits länger andauernden Ausgrabung in Regensburg trug der Bagger vorsichtig den Oberboden ab. Dabei zeigten sich bearbeitete Kalksteinstücke, die sich nach weiterer Freilegung als Teile vom Deckel eines Sarkophags entpuppten. Er war vollständig erhalten, nur durch den Erddruck eines einstmals darüber stehenden Gebäudes in mehrere Teile zerbrochen. Mit Spannung legten die Ausgräber den Fund weiter frei – denn zunächst war unklar, ob der Deckel in seiner ursprünglichen Position auf dem steinernen Trog lag. Bald stellte sich heraus, dass man es mit einem seltenen Glücksfall zu tun hatte: Der Sarkophag war zwar leicht beschädigt, aber komplett in Originallage erhalten.

Aufgrund der winterlichen Jahreszeit beschloss man, noch vor der Öffnung des Deckels zu klären, was sich in dem Sarkophag befand. Nur auf diese Weise war zu gewährleisten, dass die möglicherweise vorhandenen Beigaben und insbesondere etwaige Reste aus vergänglichen Materialien unter optimalen Bedingungen geborgen werden konnten. Ein Team von Restauratoren aus den Werkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege reiste aus München an, um das Innere des Sarkophags mit einer Kamerasonde zu erkunden. Durch die Ritzen des beschädigten Deckels eingeführt, lieferte eine USB-Inspektionskamera klare Bilder des Sarkophaginneren, das erstaunlicherweise als Hohlraum erhalten war. Das Skelett befand sich unbeschadet in Originallage. Beigaben, die eine besondere restauratorische Behandlung erfordert hätten, waren nicht zu sehen. Bei der daraufhin durchgeführten Freilegung konnten trotz größter Sorgfalt auch keine organischen Reste, z. B. der einstigen Kleidung oder der Bettung des Toten, gefunden werden.

Umso aufschlussreicher waren dagegen die sterblichen Überreste: In dem steinernen Sarg lag eine 30- bis 40-jährige Frau ausgestreckt auf dem Rücken. Ihr Skelett war hervorragend erhalten und wurde sofort vor Ort untersucht. Der Körperbau der Dame war auffällig zierlich. Schwach ausgebildete Muskelansätze an den Knochen legen nahe, dass sie zu Lebzeiten nicht körperlich arbeiten musste. Die genauere Untersuchung der Knochen ergab später zudem, dass die Dame eine Hakennase hatte und einige Monate vor ihrem Tod den Verlust mehrerer Zähne hinnehmen musste. Ihrem Alter entsprechend litt sie auch unter einer leichten Arthrose an den Knien.

Dass diese Verstorbene von ihrer Familie hoch geschätzt war, belegt schon der Sarkophag an sich: Die Familie hatte keine Kosten gescheut, um ihr ein würdiges Grab zu schaffen. Mit Sicherheit hatte über der Grabstelle auch ein Inschriftenstein gestanden, der nicht nur ihren Namen und ihr Sterbealter verriet, sondern auch die Person(en), die ihr die würdevolle Bestattung bereitete(n). Da der Grabstein im Laufe der Jahrhunderte abhanden kam – vielleicht irgendwo in Regensburg verbaut oder zu Kalk gebrannt –, wird die Identität dieser römischen Dame aus der Oberschicht wohl für immer ein Geheimnis bleiben.

Der Fund eines Sarkophags an dieser Stelle war grundsätzlich keine Überraschung, fand er sich doch inmitten des sogenannten „Großen Gräber-

felds“ von Regensburg: Denn mit der Errichtung des dortigen Legionslagers in den Jahren 175–179 n. Chr. ging auch die Anlage eines zentralen Friedhofs einher. Nach römischem Recht und damaliger Gepflogenheit erstreckte sich dieser entlang der Ausfallstraße. Diese Straße verlief zunächst durch die zum Lager gehörige Zivilsiedlung im Westen der heutigen Altstadt. Sie führte nach Südwesten in Richtung der Provinzhauptstadt Augsburg, ihre Trasse entspricht in etwa der heutigen Kumpfmühler Straße. Nach den neuzeitlichen Stadterweiterungen liegen weite Teile des „Großen

Bergung des Sarkophags



Gräberfelds“ heute im Bereich der Gleisanlagen westlich des Regensburger Bahnhofs.

Seit dem Hochmittelalter berichten schriftliche Quellen, dass sich außerhalb der Stadt alte Grabstätten – *veteri tumuli* – befinden. Diesen begegnete man aber nicht mit Ehrfurcht, sondern man recycelte ganz pragmatisch das hier vorhandene Steinmaterial. Gefragt waren neben römischen Grabsteinen, die man gern als Baumaterial wiederverwendete, Steinsarkophage für die Grablegen besonders hochgestellter Persönlichkeiten.



Sarkophag nach der Öffnung

Im Niedermünster, der Pfalzkapelle der bayerischen Herzöge, fand der Wanderbischof Erhard um 700 seine letzte Ruhestätte in einem Tuffsteingrab mit römischem Sarkophagdeckel. Neben ihm ruhte eine weitere, nicht namentlich bekannte Person in einem deckellosen Steinsarkophag. Um 1300/1330 verwendete man einen römischen Sarkophagdeckel, der ursprünglich das Grab der „Aurelia, Gattin des Publius Aelius Silvanus“ verschloss, für das Hochgrab der seligen Aurelia in St. Emmeram. In Anbetracht dieser Beispiele wird deutlich, welcher Glücksfall der Fund eines ungestörten Sarkophags ist!

Anlässlich des Eisenbahnbaus 1872–74 konnte man im Südwesten der Altstadt knapp 1000 meist römische Gräber bergen und dokumentieren. Die Gesamtzahl der damals vom Bahnbau zerstörten Bestattungen dürfte bei 3000 Brand- und 2000 Körpergräbern gelegen haben – daher der Name „Großes Gräberfeld“. Dass damals nur 17 Sarkophage zum Vorschein kamen, zeigt, dass solch aufwendige Grabstätten in der Römerzeit eher selten waren.

Auch in den darauffolgenden Jahrzehnten wurden bei Neubauten immer wieder Bestattungen aufgedeckt. Als jüngst das ehemalige Bahngelände zum Baugebiet wurde, standen neue Ausgrabungen an. Zunächst ging man davon aus, dass neuzeitliche Bodeneingriffe dort alles zerstört hätten – wider Erwarten kamen aber rund 1500 Körpergräber ans Tageslicht! Zwar erwiesen sich viele der untersuchten Gräber als gestört, teils weil damals Grabgruben für weitere Bestattungen in sie eingetieft wurden, teils durch neuzeitliche Bodeneingriffe bei Baumaßnahmen. Auch enthielten etliche keine Beigaben, sodass eine zeitliche Einordnung vieler Bestattungen ohne weitere naturwissenschaftliche Analysen nicht möglich ist. Zu den Höhepunkten dieser Ausgrabung gehört aber die Entdeckung dreier Steinsarkophage, von denen nur der hier beschriebene ungestört war.

Insgesamt erhöht sich durch die jüngsten Ausgrabungen die Anzahl der bekannten römischen Gräber auf rund 3200 Brandgräber und 3500 Körperbestattungen. Berücksichtigt man die bislang archäologisch nicht untersuchten bzw. unbeobachtet zerstörten Bereiche, dürften auf dem knapp 10 ha großen Gräberfeld vorsichtig geschätzt 30 000 bis 40 000 Personen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Nicht nur die Anzahl der Gräber stellt für Süddeutschland einen Superlativ dar, sondern auch die Belegungszeit: Nach den aktuellen Grabungen kann man davon ausgehen, dass der Friedhof von 179 n. Chr. bis zum Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. „in Betrieb“ war – also ununterbrochen knapp 500 Jahre lang!

Abbildungen



Am Rande des Imperiums

Um 450 n. Chr.



Eine Dame am Rande des Imperiums – Das Kammergrab von Pförring

Fast 500 Jahre lang verlief die Außengrenze des Römischen Reichs mitten durch das heutige Bayern. Doch im 5. Jahrhundert n. Chr. geriet die römische Herrschaft nördlich der Alpen zunehmend ins Wanken – und brach schließlich endgültig zusammen. Über die Ereignisse während dieser turbulenten Jahrzehnte in unserem Raum schweigen die historischen Quellen weitgehend. Auch archäologische Zeugnisse sind rar. Umso bedeutender ist ein reiches Frauengrab, das in Pförring rund 20 km östlich von Ingolstadt entdeckt wurde.

Pförring, Landkreis Eichstätt,
Ausgräber bei der
Dokumentation des geöffneten
Kammergrabes

Jahrhunderte lang trennte eine Grenze das heutige Bayern in zwei Hälften: Der Limes schied die römischen Provinzen Raetien und Noricum im Süden von den germanischen Gebieten im Norden. Daran änderte sich im Grundsatz auch dann nichts, als die römische Verwaltung in der Mitte des 3. Jahr-





hunderts diese Befestigungslinie aufgab, denn entlang der Donau entstand eine neue Grenze. Auch nahe dem heutigen Ort Pfförring hatte bis dahin ein römisches Kastell bestanden. Nach der Aufgabe des Limes lag dieses nun außerhalb der Grenzen des Imperiums. Nicht weit vom ehemaligen Kastell entfernt, auf einer Hochterrasse am Nordrand der Donauaue rund 800 m westlich des heutigen Orts, entstand wohl während des 4. Jahrhunderts eine Siedlung, die seit längerem durch Funde zeittypischer Keramik bekannt war. Als hier Bauarbeiten für ein neues Wohngebiet begannen, war deshalb eine archäologische Begleitung notwendig.

Bereits kurz nach Beginn der Erdarbeiten entdeckten die Mitarbeiter der Grabungsfirma Teile eines Skeletts sowie eine auffällige rechteckige Verfärbung. Rasch war klar, dass es sich um eine bedeutende Entdeckung handelt: ein reich ausgestattetes Grab aus der Völkerwanderungszeit. Die folgende Ausgrabung dauerte rund 6 Wochen. Es handelte sich um die Bestattung einer Frau, die mit reichen Beigaben in einer aufwendig gezimmerten Grabkammer bestattet worden war. Dieses Grab ist nicht allein aufgrund der Qualität der Ausstattung bemerkenswert, sondern auch deshalb, weil die Bestattung ungestört war. Im feinen Lössboden zeichneten sich zudem viele bereits vollständig vergangene Elemente sehr deutlich als Verfärbungen ab. Dies ermöglicht detaillierte Beobachtungen zur Bauweise der Grabkammer.

Skelett in der freigelegten Grabkammer



Figürliche Silberblech-
beschläge am Schädel



Verschieden große
Bernsteinperlen

Manche Teile der Bestattung wurden während der Ausgrabung mitsamt des umgebenden Erdsreichs geborgen – diese Teile wurden in der Werkstatt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege restauriert. Obwohl die wissenschaftliche Auswertung des Funds gegenwärtig noch andauert, sind bereits viele Details zu erkennen.

Die Frau ist in verhältnismäßig jungem Alter verstorben. Über die Todesursache wissen wir gegenwärtig noch nichts. Fest steht aber, dass sie für ihre Zeit ungewöhnlich groß war – mindestens 1,70 m.

Die Grabkammer war nahezu quadratisch und maß etwa 3 auf 3 m. Sie war aus Holzbohlen gezimmert und besaß einen Zwischenboden. Auf diesem Boden setzte man die Tote auf einem Bett liegend bei. Neben ihr stand eine große hölzerne Truhe mit eisernen Beschlägen. Ihr Inhalt ist restlos vergangen – denkbar ist, dass in ihr Kleidungsstücke aufbewahrt waren.

Zudem gab man ihr eine Wegzehrung mit ins Grab: ein Stück Fleisch von einer Ziege oder einem Schaf. Alle anderen Beigaben wurden unter dem Zwischenboden, auf der Sohle der Grabkammer beigesetzt. Aller Wahrscheinlichkeit nach besaß die Grabkammer auch ein Dach aus Holz, von dem sich allerdings nur geringe Spuren erhalten haben.

Unter dem Zwischenboden standen mehrere Tongefäße sowie ein gläserner Becher, in denen der Toten wohl weitere Speisen und Getränke mitgegeben wurden. Zudem fand sich ein schwertartiger Gegenstand aus Eisen – dieses Werkzeug wurde bei der Textilherstellung am Webstuhl zum Verdichten der Fäden verwendet.

Die Tote wurde mit reichem Schmuck beigesetzt. Um den Hals trug sie in mehreren Strängen eine Kette aus kleinen Perlen aus rosa Koralle. Von zwei Gewandschließen im Schulterbereich hing ein zweites Perlengehänge



Amulettartige Gegenstände
im linken Beckenbereich

Einige von insgesamt über
300 Perlen (Glas-, Koralle-
und Bernsteinperlen) im
Beckenbereich





Goldener Fingerring mit
Schmuckstein

Silberblechbeschläge
in Gestalt von rückwärts
blickenden Lämmern,
nach der Restaurierung

bis in den Beckenbereich hinab. Dieses Collier bestand aus großen Perlen aus Bernstein sowie verschiedenen farbigen Glasperlen. An einer Hand trug sie einen Fingerring aus Gold mit einer Steineinlage.

Im Becken der Toten lag links auf engem Raum eine Ansammlung von Gegenständen, die fast alle einen amulettartigen Charakter besitzen. Auffällig ist das Gehäuse einer Meeresschnecke aus dem Roten Meer. Dieses Objekt wird häufig als Fruchtbarkeitsymbol angesehen. Zwei kleine Zierschlüssel aus Bronze waren wohl ein Symbol für die starke Stellung der Frau innerhalb der Hausgemeinschaft. Der große Bronzering diente als Aufhängung für die verschiedenen Bestandteile des Gürtelgehänges.

Neben dem Kopf der Toten finden sich etwa 48 kleine pyramidenförmige Beschläge aus vergoldetem Silberblech. Diese dienten wohl als Verzierung am Rand eines kostbaren Stücks Stoff. Auf dem Schädel fanden sich mehr als ein Dutzend Beschläge, die man ebenfalls aus vergoldetem Silberblech hergestellt hatte. Sie wurden ebenfalls auf einem Stück Stoff oder ein Kleidungsstück aufgenäht, etwa auf eine Art Stirnband. Die Beschläge zeigen jeweils ein zurückblickendes Tier, vermutlich ein Schaf oder Lamm. Schafe bzw. Lämmer waren bereits in dieser Zeit ein wichtiges christliches Symbol. War die Tote von Pförring vielleicht eine frühe Christin an der Donau?





Tuch mit rekonstruktionsweise
aufgenähten pyramidalen
Silberblechbeschlügen



Gläserner Sturzbecher

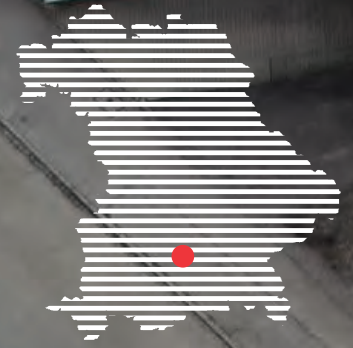
Insgesamt belegt die Ausstattung des Grabes, dass die Dame der Oberschicht ihrer Zeit angehörte. Die sehr wenigen ähnlichen Gräber finden sich ebenfalls außerhalb des Römischen Reichs, aber nicht weit von der römischen Grenze entfernt. Bemerkenswert sind die weit reichenden Verbindungen, die in der Grabausstattung deutlich werden. Sie weisen einerseits in den Mittelmeerraum, andererseits aber auch nach Norden.

Abbildungen

S. 75–77, 79: Firma ProArch, Ingolstadt

S. 78 o.: Svenja Kampe

S. 78, 80–81: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Michael Forstner



Bei den Leuten des Paoso

Um 550 n. Chr.

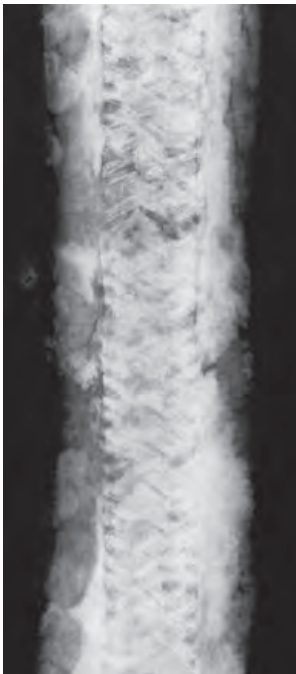


Bei den Leuten des Paoso – Ross und Reiter im frühmittelalterlichen Pasing

Nur vage Fundmeldungen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges deuteten bei der Planung eines neuen Mehrfamilienhauses in Pasing auf Bodendenkmäler hin. Obwohl das Areal bereits vor Jahrzehnten überbaut worden war, kamen bei der Untersuchung zahlreiche gut erhaltene Gräber aus dem frühen Mittelalter zutage. Hervorzuheben ist die Entdeckung eines Kriegergrabs aus der Zeit um 550 n. Chr. Dieser wurde nicht nur mit seinen Waffen beigesetzt, sondern auch mit seinem Pferd. Doch weshalb wurde sein Grab später wieder geöffnet?

München-Pasing,
Röntgenaufnahme der
zweischneidigen Schwertklinge
mit „damasziertem“ Muster,
daneben Schwertknauf

Die alten Fundmeldungen sprachen von Massengräbern – doch damit rechnete niemand ernsthaft. Vielmehr deutet alles auf einen Friedhof aus der Zeit der ersten Bajuwaren hin. Gleich zu Beginn der Ausgrabungen bestätigte sich diese Erwartung. Die spektakuläre Entdeckung eines Grabes unter dem Keller eines Mietshauses aus den 1950er Jahren machte rasch klar, dass von einer guten Erhaltung auszugehen war: In einer Tiefe von rund





2,30 m unter dem modernen Geländeniveau fand sich die Bestattung eines Mannes, der in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Chr. mit einem zweischneidigen Schwert beigelegt worden war. Dem hier völlig unerwartet entdeckten Schwerträger folgten unterhalb der ehemaligen Bodenplatte des abgebrochenen Hauses noch 14 weitere Gräber. Im gesamten Baufeld kamen schließlich 116 Bestattungen hinzu – allerdings waren ca. 80 % der Gräber schon bald nach der Grablege wieder geöffnet („beraubt“) worden.

Dies galt auch für das bemerkenswerteste Grab des Friedhofs: das Grab eines Kriegers, der mitsamt seinem Pferd beigelegt wurde. Aus Sicht der frühmittelalterlichen Menschen muss die Beisetzung dieses Reiters ein besonders einprägsames Ereignis gewesen sein. Dennoch wurde auch dieses Grab schon im Frühmittelalter wieder geöffnet und bis in Höhe des Beckens des Toten zerwühlt. In der Verfüllung des Raubschachts fand sich noch das Fragment einer Pfeilspitze. Mindestens der Gürtel des Mannes und wohl ein einschneidiges Hiebschwert dürften den Grabräubern in die Hände gefallen sein. Den Beigaben, die bei der unteren Körperhälfte des Toten niedergelegt worden waren, schenken die Grabräuber offenbar keine weitere Beachtung: Auf der rechten Seite des Toten lag das zweischneidige Langschwert, daneben befanden sich eine Ledertasche mit Pinzette und ein Messer. Neben dem Toten hatte man zudem eine Lanze sowie einen Schild niedergelegt.

Weshalb die Bestattung später wieder geöffnet und ein Teil der Beigaben entnommen wurde, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen. In der Ver-

Mit angezogenen Beinen wurde das Pferd neben seinem Reiter bestattet



Trense aus dem Pferdegrab

Das Grab des Reiters bei der Freilegung

Rechte Seite: Schildbuckel, Silberschnalle und Sporn aus dem Reitergrab; Röntgenaufnahme des Schwertes, im unteren Bereich ist die silberne Schnalle zu erkennen

gangenheit nahm man häufig an, dass solche Gräber immer von Räufern zur eigenen Bereicherung geöffnet wurden. Denkbar wäre jedoch auch, dass die eigenen Nachfahren die Gräber öffneten, und die Beigaben entnahmen. Vielleicht hatte sich auch die grundsätzliche Einstellung zu Grabbeigaben geändert, und man hielt sie nicht mehr für notwendig. Denn nicht nur in Pasing wurden Gräber wieder geöffnet, sondern auch in vielen anderen Friedhöfen aus dieser Zeit. Fest steht jedenfalls, dass die Menschen, die aus dem Reitergrab einen Teil der Beigaben entnahmen, nicht mehr wussten, wo im

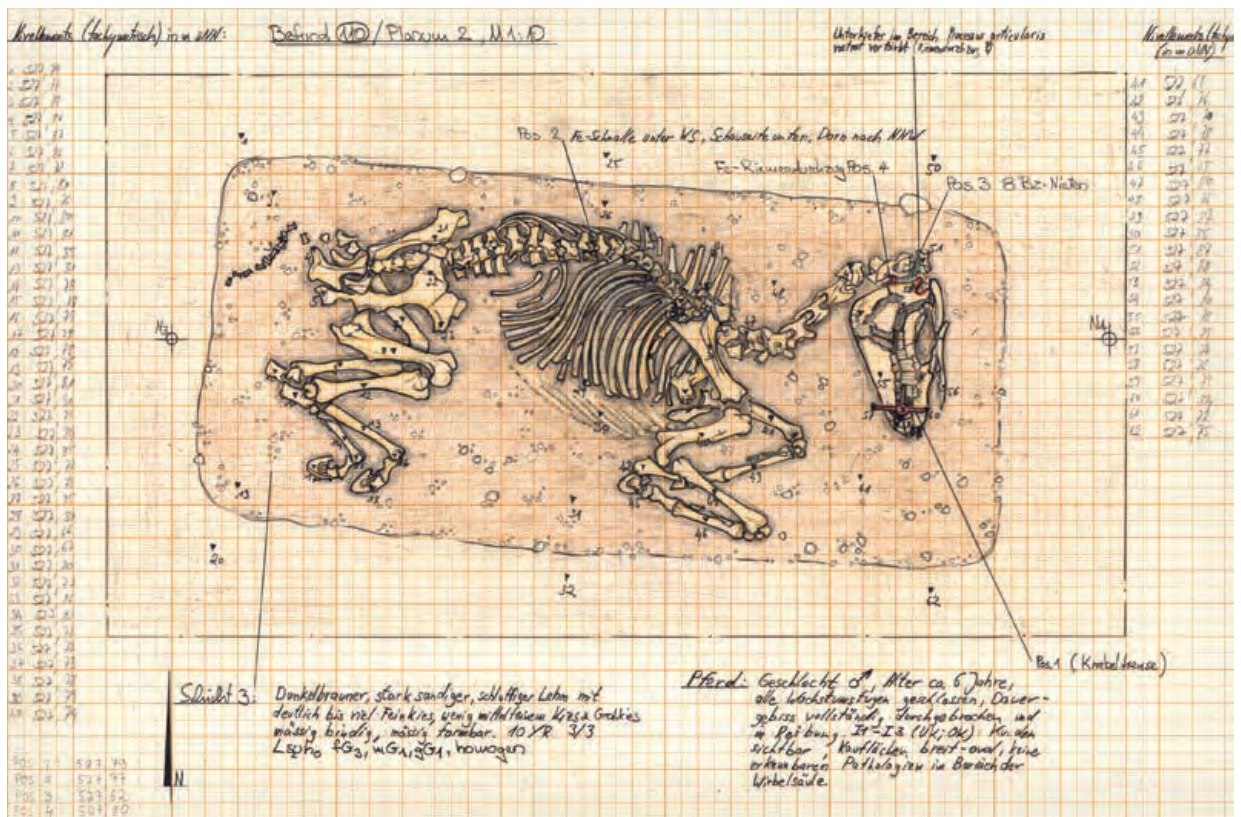




Grab genau sich welche Beigaben befanden – denn sonst hätten sie kaum so viele Stücke übersehen. Wahrscheinlich entdeckten es die Grabräuber erst im Zuge der Öffnung der höher liegenden Gräber des 7. Jahrhunderts.

Trotz der Beraubung zeigen die erhaltenen Beigaben des Reitergrabes noch die besondere Qualität der Ausstattung. Das Langschwert besaß eine aufwendig gearbeitete Klinge, bei der unterschiedliche harte und spröde sowie weiche und elastische Stahlstäbe zu einem kunstvollen Muster geschmiedet waren. Es steckte in einer Scheide mit silbernen Beschlägen. Getragen wurde das Schwert an einem Schultergurt aus Leder mit einer Schnalle aus Silber. Auch die Nietköpfe und der Stachel des Schildbuckels sind mit Silber plattiert. Wirklich ungewöhnlich sind ein Paar Sporen aus Bronze, ein großer Kamm mit Ösenring, der wegen seiner langen Zinken wohl für die Pferdepflege verwendet wurde und besonders das mit dünnen Streifen aus Goldfolie durchwirkte Tuch, das vielleicht zum Schmuck des Reittiers diente.





Zeichnerische Dokumentation des Pferdegrabs

Unmittelbar neben dem Reiter wurde sein Pferd separat beigesetzt. Das Reittier war mit einer aufwendig verzierten Trense und einem mit Silbernieten besetzten Stirnriemen aufgezügelt. Die Qualität des Pferdezaumzeugs, der Mähnenkamm und das auch für den Pferdeschmuck verwendbare Goldtextil unterstreichen die besondere Wertschätzung des Tieres. Ross und Reiter wurden im mittleren 6. Jahrhundert beigesetzt. Damit handelt es sich um eines der ältesten Beispiele für die in Südbayern seltene Kombination frühmittelalterlicher Reiter- und Pferdegräber.

Der Reiter verstarb im Alter von ca. 40–70 Jahren. Mit einer Körpergröße von ca. 1,78 m war er für seine Zeit überdurchschnittlich groß. Seine Beigaben und das wohl anlässlich seines Begräbnisses getötete Pferd heben ihn unter seinen Zeitgenossen in Südbayern hervor. Er gehörte zu den ersten archäologisch fassbaren Schwerträgern in der Baiuvaria nach Einrichtung des Herzogtums unter dem merowingischen König Theudebert I. (532–548) – und damit zu einer Generation, die in der Mitte des 6. Jahrhunderts den Wandel in Südbayern prägte.

Trotz der zunehmenden Bedeutung moderner anthropologischer Methoden und aufwendiger archäologischer Dokumentationstechniken gelingt die Verknüpfung archäologischer Ergebnisse mit der historischen Überlieferung nur äußerst selten. Pasing, das heute zur Großstadt München gehört, wurde für das Jahr 763 erstmals urkundlich erwähnt. Da Ortsnamen, die



Eines der beraubten Gräber



Frauenbestattung mit Perlen
im Halsbereich

auf -ing enden, zu den ältesten nachrömischen Ortsnamen gehören, ist es gut möglich, dass der Ort Pasing schon bestand, als der Reiter beigesetzt wurde. Sprachwissenschaftlich gedeutet, bedeutet der Name Pasing „bei den Leuten des Paoso“. Ob es sich bei unserem Reiter um diesen namengebenden Paoso handelt, werden wir mit Sicherheit nie erfahren. Als Stoff für eine neue Ortslegende eignet sich dieser Gedanke freilich allemal.

Abbildungen

S. 83: Mario Hölzl

S. 84, 87 u.: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Thomas Stöckl

S. 85–87 o, 89.: Firma X-Cavate Archeology PG

S. 88: Firma X-Cavate Archeology PG, Nils Petermeyer



Suche nach Pfalz und Königshof
Um 800 n. Chr.

Auf der Suche nach Pfalz und Königshof – Forchheim im Frühmittelalter

In einem Erlass Karls des Großen wird Forchheim als wichtiger Ort an der Ostgrenze des Frankenreichs erwähnt. Trotz intensiver Suche fanden sich aber lange Zeit keine umfangreichen archäologischen Spuren aus dieser Zeit. Erst vor wenigen Jahren hatte man Erfolg, allerdings an einem anderen Ort als bis dahin vermutet: Nicht innerhalb der mittelalterlichen Kernstadt von Forchheim fanden sich die ersten archäologischen Spuren aus dem frühen Mittelalter, sondern im Umfeld des barocken Klosters Sankt Antonius im Bereich einer verhältnismäßig jungen Stadterweiterung.

Forchheim,
Landkreis Forchheim,
Luftbild der Altstadt,
Norden ist oben, die Fundstelle
liegt unten rechts im Bild





Die gezielte archäologische Nachforschung nach dem frühmittelalterlichen Forchheim begann 1989 im Zuge eines Projekts „Stadtkernarchäologie in Forchheim“. In den darauffolgenden Jahren konnten mehr als zwanzig Areale der Stadt wissenschaftlich untersucht und dokumentiert werden. Der gewünschte Erfolg blieb aber aus, vor allem im Hinblick auf den aus den Schriftquellen bekannten frühmittelalterlichen Königshof und die spätere Pfalanlage. Erst die vor wenigen Jahren durchgeführte Grabung im Klostergarten von St. Antonius brachte Baubefunde aus dem späten 1. Jahrtausend ans Tageslicht.

Unmittelbar nach dem Auszug des letzten Paters aus dem Kloster begann die Umgestaltung des Areals zu einer modernen Wohnanlage. Vorgehen war unter anderem der Bau einer Tiefgarage für die neuen Bewohner.

Lage der Fundstelle:
das Antoniuskloster (Kreis)
im Urkataster von 1821



Bruchstück eines
frühmittelalterlichen Topfes

Die Lage des Klosters zwischen der mittelalterlichen Stadtmauer und der barocken Befestigung sowie die umfangreiche Überlieferung zu möglichen Vorgängerbauten machte eine archäologische Betreuung unerlässlich. Rasch bewahrheiteten sich die im Vorfeld gehegten Vermutungen: Insgesamt traten knapp 1500 archäologische Strukturen unterschiedlicher Zeitstellung zutage.

Grabungsareal mit
frühmittelalterlichen
Hausgrundrissen



Außer den frühen Bauten des Klosters, das Franziskaner ab 1684 errichtet hatten, kamen Spuren mehrerer älterer zu Tage, die aus Schriftquellen bekannt waren und die bis ins 15. Jahrhundert zurückreichten. Zum damaligen Zeitpunkt lagen sie noch vor den Mauern der Stadt.

Die spektakulärsten Ergebnisse erbrachte der nahe der Wiesent, einem Nebenfluss der Regnitz, gelegene Teil der Grabungsfläche. Hier überdauerten in großem Umfang Siedlungsstrukturen aus dem frühen Mittelalter – also jene Funde, denen man aufgrund der schriftlich belegten überregionalen Bedeutung Forchheims in dieser Periode seit 1989 archäologisch auf der Spur war.

Bei der Grabung auf dem Gelände des Klosters deckte man die Reste von mindestens sechs Gebäuden auf. In allen Fällen handelte es sich um Pfostenbauten. Auffällig war vor allem die Größe der Gebäude. Mit Maßen zwischen 9 auf 5 bzw. 22,50 auf 7,50 m waren sie deutlich größer als zu dieser Zeit übliche Wohngebäude. Bruchstücke des einstigen Hausverputzes trugen zum Teil noch Spuren einer weißen Kalkung. Einige Stücke dieses Verputzes wiesen auf der Rückseite Abdrücke von Ästen auf, die von den Wänden aus Flechtwerk stammten.

Die Datierung des Platzes stützt sich vor allem auf die Keramik. Die ältesten Fundstücke stammen aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Mit Abstand am häufigsten fanden sich jedoch Scherben und Gefäßbruchstücke aus dem 8. und 9. Jahrhundert. Nur wenige Stücke werden sicher dem Hohen Mittelalter zugerechnet, was nahelegt, dass danach niemand mehr dort wohnte. Ferner fanden sich mehr als 1000 Tierknochen, vor allem von Rindern und Schweinen. Wichtig für die Interpretation sind darüber hinaus die Zeugnisse handwerklicher Tätigkeiten, die man vor Ort ausübte. Sogenannte Spinnwirtel aus unterschiedlichen Materialien verwendete man bei der Herstellung von Garn zur Produktion von Kleidung und anderen Textilien. Größere Mengen an Schlacken belegen die Verarbeitung von Eisen und Buntmetall.

Insgesamt zeigen die Größe der ausgegrabenen Gebäude sowie das zugehörige Fundmaterial, dass am Ufer des Flüsschens einst kein einfaches ländliches Anwesen stand. Vielmehr deutet sich eine komplexe Anlage mit Werkstätten, Wohn- und Lagerhäusern an. Gehörten diese vielleicht als Nebengebäude zu dem ebenfalls aus den Schriftquellen bekannten Herrschaftsstützpunkt oder einer Station, um den Handel zu kontrollieren?

Zum besseren Verständnis der Bedeutung des archäologischen Befunds ist es nötig, kurz die historische Überlieferung zu skizzieren. Forchheims Weg in die Geschichte beginnt, zumindest aus schrifthistorischer Sicht, im Jahr 805 mit der Erwähnung im sogenannten Diederhofener Kapitular. Dabei handelt es sich um eine hoheitliche Anordnung, die Kaiser Karl der Große im heutigen Thionville in Nordostfrankreich erlassen hatte. Diese enthält unter anderem ein Ausfuhrverbot für fränkische Waffen und Rüstungen zu den Slawen und Awaren, die im Osten des Frankenreiches siedelten.

In dieser Anordnung steht der Name Forchheims in einer Reihe mit acht anderen Ortschaften, die neben ihrer Funktion als Handels- und Stapelplätze nunmehr auch als Kontrollstationen für das vom Kaiser verhängte Handels-



Standbild Karls des Großen
im Kloster St. Johann, Müstair
(Schweiz)

embargo dienen sollten. Aus diesem Grund nimmt die Forschung seit langem an, dass Forchheim bereits in der Zeit seiner ersten Erwähnung überregionale Bedeutung besaß. Wahrscheinlich befand sich hier auch ein Hof in königlichem Besitz. Schriftliche Quellen bezeugen spätestens ab der Mitte des 9. Jahrhunderts die Existenz einer königlichen Pfalz, d. h. eines größeren repräsentativen Anwesens, in dem der Herrscher bei seinen Besuchen wohnte und regierte. In den folgenden Jahrzehnten erlebte der Ort seine Blütezeit – mindestens 19 Mal suchten Könige ihre Pfalz in Forchheim auf.

Wenig später erfuhr der Ort jedoch einen herben Bedeutungsverlust. Auslöser dafür war die Gründung des Bistums Bamberg 1007 durch König Heinrich II. aus dem Adelsgeschlecht der Ottonen. Er veränderte dadurch das Machtgefüge entlang der Regnitz entscheidend. Die Erinnerung an Forchheim als Machtzentrum des Ostfränkischen Reiches blieb aber noch einige Jahrzehnte wach: So ließ sich Rudolf von Rheinfelden 1077 auf dem Fürstentag in Forchheim zum Gegenkönig Heinrichs IV. wählen. Aufgrund dieses Ereignisses gilt es als gesichert, dass die Pfalz in Forchheim mindestens bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts existierte und in Funktion blieb.

Die auf dem Gelände des ehemaligen Antoniusklosters gefundenen Siedlungsreste des Frühmittelalters können zwar nicht als unmittelbare Teile des Königshofes oder der späteren Pfalz interpretiert werden – möglicherweise gehörten sie jedoch zum Umfeld dieser Anlagen. Der archäologisch belegte Rückgang der Siedlungstätigkeit im Bereich des Klosters St. Antonius im 11. Jahrhundert entspräche dem historisch überlieferten Bedeutungsverlust Forchheims in dieser Zeit. Sicher ist jedenfalls, dass durch die Grabung bei St. Antonius zum ersten Mal ein frühmittelalterlicher Siedlungskern in Forchheim nachgewiesen werden konnte – es wäre nicht überraschend, wenn bei künftigen Grabungen in der Nähe doch noch Spuren der Pfalzgebäude oder des Königshofs entdeckt würden!

Abbildungen

S. 91: Das archäologische Jahr in Bayern 2014, S. 92, Abb. 142

S. 92: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Luftbilddokumentation, Foto Klaus Leidorf, Aufnahme datum 31.07.1999, Archiv-Nr. 6332/013, Dia 8100-25

S. 93: Kartengrundlage Bayerische Vermessungsverwaltung 2018

S. 94: Matthias Tschuch, Bamberg

S. 95: Horst Bredekamp, *Der schwimmende Souverän. Karl der Große und die Bildpolitik des Körpers* (Berlin 2014) S. 47, Foto Joachim Schaffer



Monstermikado im Flusskies

Um 1200 n. Chr.



Monstermikado im Oberen Main – Mittelalterliche Bauteile aus dem Flusskies

Es sah aus, als hätte ein Riese gewütet: Weit über 100 bis zu 6 m lange Holzbalken ragten wild durcheinander geworfen aus dem Mainkies. Diese Beobachtung machte ein Spaziergänger auf einer Großbaustelle bei Ebing, etwa 15 km nördlich von Bamberg. Er vermutete die Reste eines Pfahlbaudorfes und meldete die Fundstelle. Die Mitarbeiter der Bodendenkmalpflege fanden jedoch nicht nur eine große Menge bearbeiteter Holzbalken, sondern auch zahlreiche Sandsteinquader – aber wie waren diese Bauteile in den Flusskies geraten? Und zu welchem Bauwerk gehörten sie ursprünglich?

Ebing, Gemeinde Rattelsdorf,
Landkreis Bamberg,
Luftbild der Fundstelle
(Bildmitte) am Main





Ursache für die Entdeckung waren die Vorarbeiten zur Renaturierung und Umverlegung des Oberen Mains, um die modernen Verkehrsstrassen von Eisenbahn und Autobahn breiter ausbauen zu können. Zu diesem Zweck wurde der Mainkie, der die Funde überdeckt hatte, großflächig abgebaggert. Rasch zeigte sich, dass die Hölzer keinesfalls von einem Pfahlbaudorf aus urgeschichtlicher Zeit stammen konnten – zu dieser Deutung passten schon die gefundenen Steinquader nicht. Hinzu kam eine weitere Entdeckung: Bei näherer Betrachtung erwies sich ein großer Stein als mittelalterliches Steinkreuz. Doch wie alt genau waren die Funde? Zu diesem Zweck wurde eine Auswahl der Balken dendrochronologisch beprobt, d. h. ihr Alter anhand der charakteristischen Jahrringe der Bäume bestimmt.

Schon drei Tage später lagen die ersten Ergebnisse vor. Die Datierungen zeigten, dass die Balken größtenteils aus dem Hohen Mittelalter stammten. Die bearbeiteten Balken und Bohlen gehörten zu einem oder mehreren unbekanntem Bauwerken aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Stämme von Eichen und Weißtannen waren mit dem Beil zugearbeitet worden. Einzelne unbearbeitete Eichenstämme, sogenannte Rannen, waren dagegen schon mehrere Jahrtausende zuvor bei einem Hochwasser vom ehemaligen

Aus dem Main geborgene
Hölzer und Steine des
mittelalterlichen Bauwerks

Mainufer mitgerissen und mit Kies überdeckt worden. Diese standen nicht in Zusammenhang mit dem Bauwerk.

Die Lage der Funde im Kies ließ sich nur so interpretieren, dass beim Baggern ein altes Flussbett des Mains geöffnet worden war. Man schaltete nun eine archäologische Grabungsfirma ein. In den darauffolgenden Wochen wurden die auf einem großen Gelände verteilt liegenden Balken und Steinquader am Ufer nach Größe und Aussehen sortiert, beschrieben und katalogisiert. Aufgrund des großen Gewichts der bis zu 6 m langen Holzbalken und der Steinquader war dies nur mit technischem Gerät möglich. Bauforscher übernahmen die Beschreibung der zimmermannstechnischen Details. Zum Schluss wurde jedes Holz anhand der Jahrringmuster datiert, um Entstehung und Reparaturphasen des Bauwerks rekonstruieren zu können. Anschließend vergrub man die Hölzer wieder im Grundwasserbereich, denn dies ist die beste Methode, um sie dauerhaft zu erhalten.

Über 200 bearbeitete Hölzer konnten datiert und die Holzart bestimmt werden. Es stellte sich heraus, dass die Bäume in mehreren Serien zwischen 1142 und 1215 gefällt worden waren. Der überwiegende Teil bestand aus Weißtanne, einzelne Bohlen wurden aus Eiche und Fichte hergestellt. Die Weißtanne flößte man wahrscheinlich aus dem Frankenwald hierher. Zwischen 1187 und 1192 errichtete man damit ein großes Holzbauwerk. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelte es sich um eine Brücke oder einen Steg über den Main, von dem die Tragbalken und Bohlen gefunden wurden. Aussparungen an den Tragbalken zeigen, dass die Konstruktion über ein Holzgelenk verfügte.

Auch bei den weit über 200 Sandsteinquadern konnte ausgehend von Form und Bearbeitungsspuren die ursprüngliche Funktion weitgehend geklärt werden. Manche waren lediglich Mauersteine mit ausgearbeiteter Sichtfläche. Andere erwiesen sich als Teile eines gesetzten Steinbogens. Ungewöhnliche, spitzwinkelig zugearbeitete Steine könnten den Mauerabschluss einer künstlichen Insel gebildet haben, die den Fluss teilte oder einen Brückenpfeiler stabilisierte. Bei der Datierung der Steine half ein spezielles Detail weiter: Viele besaßen eine eingemeißelte schwalbenschwanzförmige Eintiefung, ein sogenanntes Wolfsloch, das als Ansatzpunkt zum Heben bzw. für den Transport der Steine mit einem Kran diente. Da diese Technik bereits Mitte des 13. Jahrhunderts aus der Mode kam, dürfte somit auch das Steinbauwerk zwischen dem Ende des 12. und dem Beginn des 13. Jahrhunderts errichtet worden sein.

Da man die Balken und Sandsteine ohne archäologische Fachaufsicht ausgebaggert hatte, wurden noch zwei kleine Ausgrabungen durchgeführt, um den ursprünglichen Fundort zu klären. Dies führte zur Entdeckung mehrerer Einbäume – aus einem Baumstamm geschnitzten kleinen Booten –, die bis auf eine Ausnahme in der Zeit zwischen 1114 und 1205 hergestellt worden waren. Sie stützen die These, dass an dieser Stelle damals eine Überfahrt bzw. eine Fährverbindung bestand. In der zweiten Ausgrabungsfläche fand sich auf 8 m Länge eine Uferbefestigung, die aus spitz zugebeil-

ten Eichenpfosten bestand und an einem Mauerrest endete. Die Eichen für die Pfosten waren 1193 geschlagen worden und durchstießen eine ältere Uferbefestigung.

Zusammengenommen erlauben die zahlreichen Datierungen eine Rekonstruktion der Geschichte dieses Platzes in der Zeit zwischen dem Beginn des 12. und dem Beginn des 14. Jahrhunderts.

Kaiser Heinrich II. (1002–24) schenkte die Orte Ebing und Rattelsdorf, zu deren Gebiet die Fundstelle gehörte, dem Kloster Michelsberg in Bamberg. Da die landwirtschaftlichen Erzeugnisse dieser Orte wichtig für die Versorgung des Klosters waren, mussten Wege für den Transport geschaffen



Die inventarisierten Hölzer und Steine des mittelalterlichen Bauwerks

werden. Es liegt daher nahe, die Errichtung der aufwendigen Holz- und Steinbauwerke und die Uferbefestigungen in Zusammenhang mit dem gezielten Ausbau der Infrastruktur zu sehen.

Spätestens seit Beginn des 12. Jahrhunderts bestand hier eine Fährverbindung. Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts wird das Ufer befestigt. Das massive Holzbauwerk im Main wird ab 1187 errichtet, die Uferbefestigungen zur gleichen Zeit weiter ausgebaut. Eine letzte Instandsetzungsmaßnahme an der Brücke findet 1203 statt. Wegen der Fundsituation und da es keine jüngeren Daten für die Brückenhölzer gibt, müssen wir davon ausgehen, dass ein Hochwasser das Bauwerk kurz darauf zerstörte und es nicht wieder aufgebaut wurde. Sehr wahrscheinlich ist zudem, dass die aufwendige Bearbeitung der Sandsteinquader und ihr Einbau für ein Wasserbauwerk mit Steinbögen sowie eine Uferbefestigung ebenfalls in diesem Zeitraum stattfanden.

Der jüngste Einbaum aus dem Jahr 1321 zeigt, dass auch noch 100 Jahre später in diesem Abschnitt eine Flussüberfahrt existierte. Das Jahrtausendhochwasser im Jahr 1342 allerdings, das sogenannte Magdalenenhochwasser, dürfte all dem ein Ende bereitet haben und schuf wohl ein neues Flussbett weiter östlich.

Abbildungen

S. 97: Matthias Tschuch, Bamberg

S. 98: Ronald Rinklef, Bamberg

S. 99, 101: Sergiu Tifui



Rekhle, Tochter des Barukh

1400 n. Chr.

Rehkle, Tochter des Barukh – Der jüdische Grabstein aus der Bamberger Dominikanerkirche

„[...] Errichtet zu Häupten der geliebten Jungfrau, der teuren Rehkle, Tochter der Barukh. Sie wurde begraben am 4. Tag, dem 20. des Monats Adar nach kleiner Zählung [= 11. August 1400]. Ihre Seele möge eingebunden sein in den Bund [des Lebens]“. So lautet die Übersetzung der hebräischen Inschrift auf einem jüdischen Grabstein, dessen Fund in Bamberg vor wenigen Jahren nicht nur Wissenschaftler in Erstaunen versetzte.



Bamberg, Dominikanerkirche
St. Christoph, Stein mit
hebräischer Inschrift

0 5 10 15 20 25cm



Bußprediger Capestrano auf dem Domplatz in Bamberg (um 1470/75), Detail

Die Existenz einer jüdischen Gemeinde in Bamberg ist mindestens seit dem 12. Jahrhundert erwiesen. Sowohl die Inschrift auf dem Grabstein als auch dessen Fundort erlauben einen seltenen Einblick in die ansonsten schwer fassbare Lebenswelt der jüdischen Bewohner der spätmittelalterlichen Bischofsstadt. Wir erfahren, dass der Grabstein ehemals am Kopf des Grabes eines Mädchens oder einer jungen, unverheirateten Frau stand. Der Name der Toten lautete Rekhle, eine fränkische Variante des Namens Rachel. Sie starb am 11. August 1400. Beigesetzt wurde sie sicher auf dem mittelalterlichen jüdischen Friedhof, der im Bereich der Unteren Sandstraße vor dem ehemaligen Sandtor gelegen war. Schriftquellen erwähnen seine Existenz erst 1407, der Grabstein belegt allerdings, dass er bereits im Jahr 1400 bestanden haben muss. Nach jüdischen Glaubensvorstellungen sollte dies der Ort sein, an dem Rekhle ungestört bis zu ihrer Auferstehung am Jüngsten Tag ruhen würde.

Der Fundort des Grabsteins zeigt allerdings, dass es anders kam. Der Stein fand sich nicht im vermuteten Bereich des ehemaligen Friedhofs, sondern wurde vor wenigen Jahren an einem ganz anderen Ort gefunden: Bei baubegleitenden Ausgrabungen im Zuge der Umgestaltung der ehemaligen



Dominikanerkirche St. Christoph zur Aula der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, rund 300 m vom jüdischen Friedhof entfernt. Der Stein war um 90 Grad gedreht und mit der beschrifteten Seite nach außen in einer unterirdischen Gruft im Chorbereich der Kirche verbaut worden. Für die Kirchenbesucher war die Inschrift also nicht zu sehen; vom Toten, der zusätzlich in einem Sarg bestattet war, war sie ebenfalls abgewendet. In einer nahe gelegenen zweiten Gruft wurden weitere Fragmente von Grabsteinen mit hebräischen Schriftzeichen entdeckt, ihre Inschriften waren allerdings nicht mehr zu entziffern.

Wann und für wen die beiden Gräfte angelegt wurden, ist unbekannt. Sicher ist allerdings, dass sie nach 1478 errichtet worden sein müssen. In diesem Jahr erfolgte nämlich die vorerst endgültige Ausweisung der Juden aus dem Stadtgebiet. Der Friedhof wurde dabei aufgelassen, die Begräbnisstätte verkauft und die Grabsteine entfernt. Ihren Weg in die Dominikanerkirche fanden sie vermutlich als günstiges Baumaterial.

Von Rekhle, die mit dem Raub ihres Grabsteins und der Auflassung ihres eigentlich unantastbaren Grabes brutal aus ihrer Totenruhe gerissen wurde, wissen wir dank Inschrift und Fundort vergleichsweise viel. So kennen wir nicht nur ihren Namen und Todestag, sondern erfahren auch, dass sie die geliebte, teure Tochter des Barukh war. Der in der Inschrift zitierte Vers aus dem Alten Testament verweist auf ein gebildetes Elternhaus. Sollte Rekhle bereits dem Kleinkindalter entwachsen gewesen sein, war sie vermutlich mindestens des Lesens und Schreibens mächtig. Um die Stellung und Grundbildung der jüdischen Frau im Mittelalter war es wesentlich besser bestellt als um die der christlichen Frau.

Äußerlich wird sich Rekhle nicht von christlichen Altersgenossinnen unterschieden haben. Bildliche Zeugnisse sowohl aus hebräischen als auch christlichen Handschriften sowie Tafelbilder zeigen dies deutlich. Die Kleidung jüdischer Frauen gehobenen Standes entsprach der jeweils neuesten Mode. Einzig zumeist ranghohe Männer sind häufig durch den typischen, spitz zulaufenden „Judenhut“ gekennzeichnet.

Die Assimilation der Juden in der zentraleuropäischen Gesellschaft war seit dem Hochmittelalter offenbar so vollständig gelungen, dass ihre Wurzeln weder in Sprache noch Auftreten oder Kleidungsstil sichtbar waren. Ein sehr ähnliches Bild zeigen uns die Alltagsgegenstände, die bei Ausgrabungen in jüdischen Wohnbezirken zutage kamen. So lässt sich bis auf sehr seltene Ausnahmen keinerlei Unterschied zwischen jüdischer und christlicher Sachkultur feststellen.

Doch auch wenn eine Annäherung beider Seiten sicher vorhanden gewesen ist, so bleibt das Verhältnis von christlicher Mehrheit und jüdischer Minderheit in der mittelalterlichen Stadt stets ambivalent bis schwer belastet. Auch Rekhle war sich dessen sicher stets bewusst. Ein Blick hinauf zum berühmten Fürstenportal des Doms wird ihr und ihren Verwandten genügt haben, um sich ihren Platz in einer christlich dominierten Gesellschaft zu vergegenwärtigen.



Leuven (Belgien),
Abendmahlsaltar, Triptychon
des Dirk Bouts d. Ä. (1464–68)

Die Darstellung des Jüngsten Tags im halbrunden Feld oberhalb des Portals dort zeigt zentral thronend den wiederkehrenden Jesus Christus, der die Lebenden und die Toten richtet. Flankiert wird er von zwei Damen. Zu seiner Rechten, auf der Seite der Geretteten auf ihrem Weg ins himmlische Paradies, präsentiert sich streng und würdevoll die gekrönte Figur der personifizierten Kirche, der Ecclesia. Zu seiner Linken, auf der Seite der Verdammten, die in die Hölle geführt werden, befindet sich eine ungleich anmutigere Frauengestalt: die das Judentum symbolisierende Synagoge. Ihre Augen sind verbunden: Sie ist blind für den auferstandenen Messias, erkennt ihn nicht. Obwohl sehr schön – ihr Hüftschwung, das vorgeschobene Bein und das hauchzarte Gewand wirken ausgesprochen sinnlich –, so ist sie doch gebrochen. Gebrochen, wie der Stab des alten Bundes an ihrer Seite und wie die ihr entgleitenden Gesetzestafeln zeigen.

Verstärkt wird diese Aussage durch zwei Figuren zu Füßen der „Fehlgeleiteten“: Eine durch den spitzen Hut deutlich als Jude gekennzeichnete Person wird von einem Teufel, entsprungen aus der darüber befindlichen Hölle, geblendet. Dennoch verleugnet das Fürstenportal nicht, dass die Heilige Schrift sowohl aus dem Alten als auch aus dem Neuen Testament besteht. An den Seiten des Portals stehen die Zwölf Apostel auf den Schultern der Propheten, auch der Stammvater Abraham ist zugegen. Ecclesia und Synagoge sind beide neben Jesus Christus platziert, gelten als seine Bräute. Wenn auch blind für das christliche Heilsgeschehen, so wird der aus christlicher Sicht wahre Messias schließlich den Schleier vor den Augen der Synagoge lüften, um sie ebenfalls zum Heil zu führen.



Bamberg, Dom, Fürstenportal,
Gesamtansicht mit Ecclesia
und Synagoge sowie Juden,
Propheten und Apostel

Heute mutet dieser missionierende Gedanke überheblich und anmaßend an. Damals mag er mitverantwortlich dafür gewesen sein, dass geschändete jüdische Grabsteine auffallend oft in Kirchen verbaut wurden.

Die genaue Intention des Erbauers der Grüfte in der Dominikanerkirche wird uns wohl für immer verborgen bleiben. Sicher lag es aber nicht in seiner Absicht, uns letztlich doch so viel über eine ansonsten im Dunkel der Geschichte verschollene Bambergerin jüdischen Glaubens zu verraten. Heute können wir ihrer mit ihrem Namen gedenken, der so sehr geliebten, teuren Rekhle.

Abbildungen

S. 103: Firma ReVe Büro für Archäologie, Bamberg

S. 104: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

S. 105: Ruß, Hubert/Suckale, Robert (Hrsg.), *Der Bußprediger Capestrano auf dem Domplatz in Bamberg: eine Bamberger Tafel um 1470/75*. Ausstellungskat. Bamberg, 1989

S. 107: Andrea Bischof

S. 108: Schatkamer van Sint-Pieter im Museum Leuven, Belgien, Foto Hugo Maertens

S. 109: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Eberhard Lantz



Der Goldene Steig

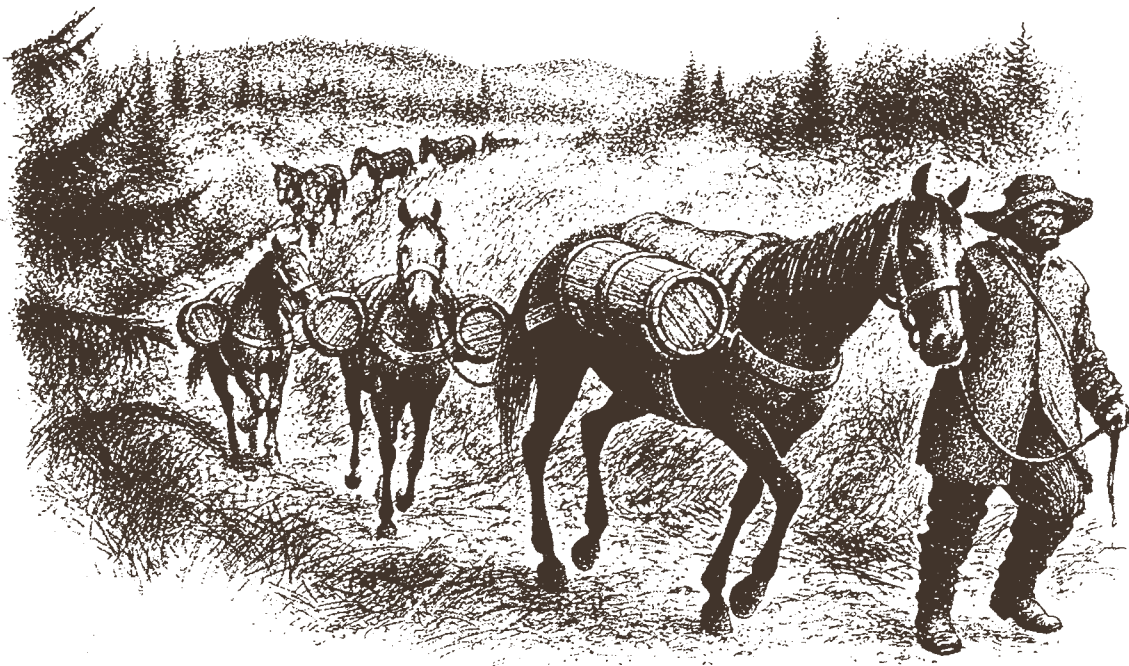
Um 1000–1600 n. Chr.

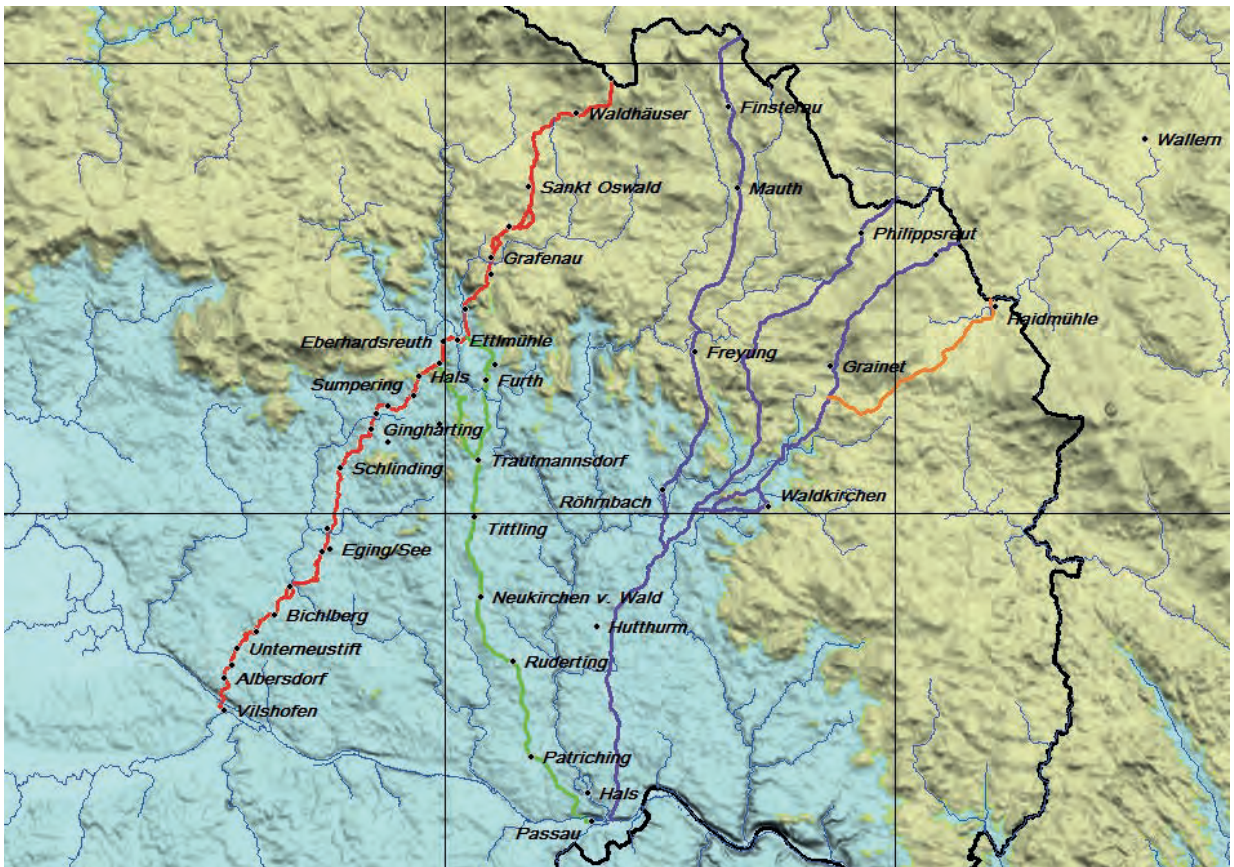
Der Goldene Steig – Mittelalterliche Handelsroute von Passau nach Böhmen

Der romantische Name Goldener Steig bezeichnet ein Handelssystem, das im Mittelalter Passau mit den böhmischen Landen verband. Vor allem Salz aus dem Alpengebiet transportierte man hier ins salzlose Böhmen. Auf dem Goldenen Steig strömten aber nicht nur Waren, es kamen auch Kolonisatoren und mit ihnen Leben in die oft menschenleeren Grenzwälder des Böhmerwaldes. Nachdem der genaue Verlauf der Handelsrouten in Vergessenheit geraten war, gelang es im Rahmen einer tschechisch-bayerischen Kooperation, seine Überreste wieder aufzuspüren. Von besonderer Bedeutung war dabei der Einsatz einer Technik, bei der die Landschaft aus der Luft mit Laser abgetastet wird.

Das Wegesystem des Goldenen Steiges hat sich über Jahrhunderte entwickelt. In seiner Endgestalt bestand es aus drei Hauptzweigen, die Passau nach Norden verließen. Noch auf deutschem Boden gabelten sie sich in verschiedene Richtungen und strebten ihren Zielstädten in Böhmen zu. Der seit

Säumerzug auf dem
Goldenen Steig





Anfang des 11. Jahrhunderts belegte Untere Goldene Steig verband Passau mit dem böhmischen Prachatitz (Prachatice). Der Mittlere Goldene Steig ist seit Anfang des 14. Jahrhunderts nachweisbar und führte von Passau nach Winterberg (Vimperk). Nur einige Jahrzehnte später entstand der Obere Goldene Steig zwischen Passau und Bergreichenstein (Kašperské Hory).

Ins Licht der Geschichte tritt der Goldene Steig auf beiden Seiten des Böhmerwaldes zum erstenmal im Jahr 1010, wenn auch nur mittelbar: König Heinrich II. verlieh dem Kloster Niedernburg in Passau in einer Urkunde Maut- und Zollgebühren auf einem Weg nach Böhmen. Böhmischerseits wird in der später erstellten Urkunde Wratislaws II. für das Jahr 1088 behauptet, dass das Prager Domkapitel Wyschehrad mit ähnlichen Gebühren am Prachatitzer Weg belehnt worden sei. Passau und Prachatitz waren von Beginn an die wichtigsten Stationen und Endpunkte dieses Handelsweges. Auf der deutschen Seite löste das Passauer Bistum schon im 12. Jahrhundert das Kloster Niedernburg in der Rolle des obersten Mauteinnehmers und Nutznießers ab. In Böhmen verlor das Wyschehrader Kapitel seine Position während der Hussitenkriege am Anfang des 15. Jahrhunderts an weltliche Machthaber, die Herren von Rosenberg und danach die Stadt Prachatitz selbst. Dank des ständig wachsenden Salzhandels entwickelte sich Prachatitz im 16. Jahrhundert zu einer der bedeutendsten Städte Böhmens.

Übersicht der wichtigsten Wegstrecken des Goldenen Steigs

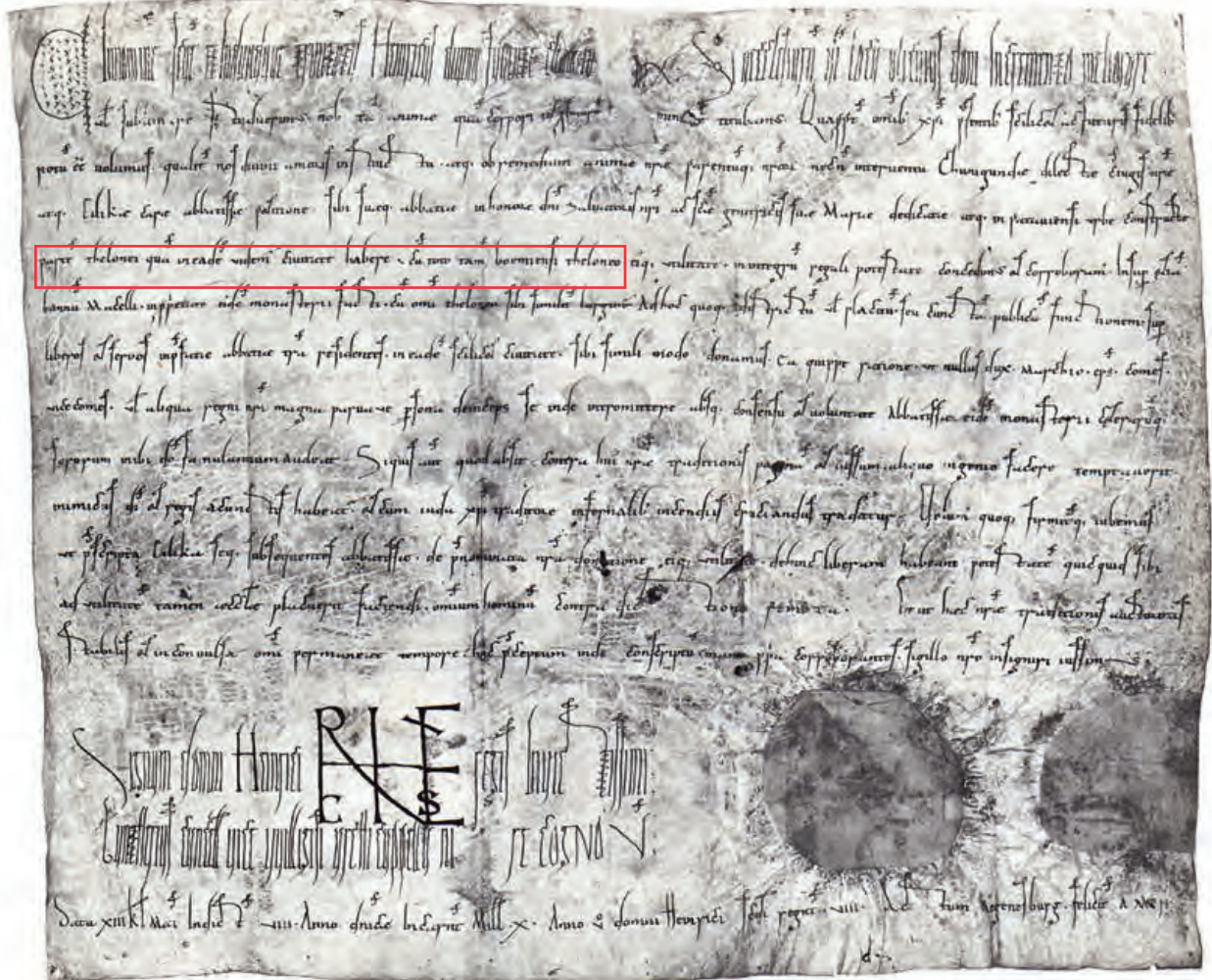


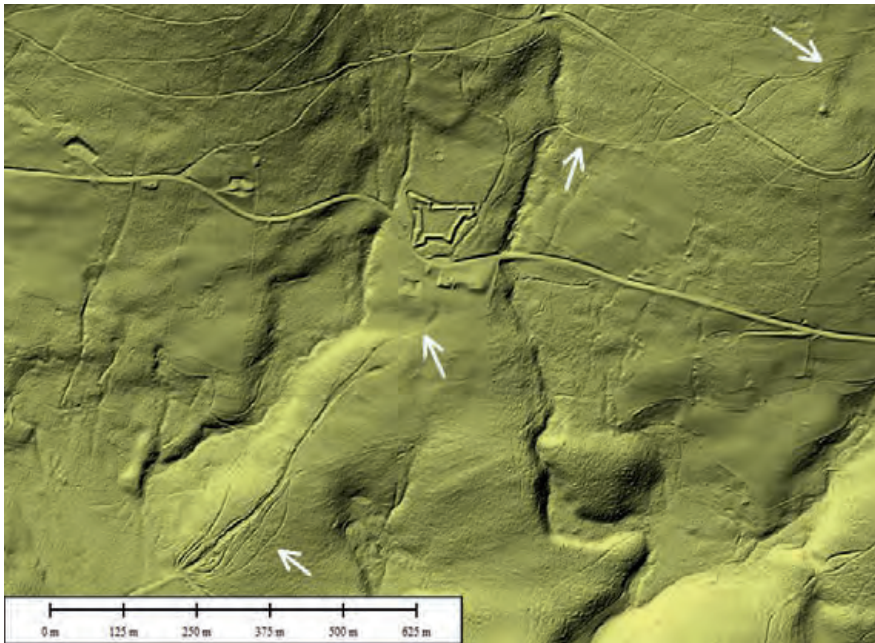
Am Prachatitzer Weg gefundene Hufeisen

Die Passauer Bischöfe mussten sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zunehmend mit der wachsenden Konkurrenz des bayerischen Salzes auseinandersetzen. Doch den größten Schlag versetzte der Dreißigjährige Krieg dem Verkehr auf dem Goldenen Steig. In seiner Folge konnten die Habsburger das Monopol ihres über Linz nach Budweis (Ceské Budejovice) eingeführten Salzes durchsetzen. Die Bedeutung des Passauer Salzes sank damit rapide. Gegen Anfang des 18. Jahrhunderts ist der Verkehr am Goldenen Steig schließlich weitgehend erloschen.

Die Hauptträger des Handels am Goldenen Steig waren die Säumer mit ihren Saumpferden. Sie schlossen sich aus Sicherheitsgründen meist zu Karawanen zusammen, die vor allem nach der Ernte und nach der herbstlichen Feldbestellung unterwegs waren. Von Passau nach Böhmen transportierte man außer Salz auch kostbare Stoffe, Südfrüchte, Gewürze, Waffen, verschiedene Luxusartikel und Wein. In umgekehrter Richtung strömten Getreide, Malz, Butter, Felle, böhmisches Glas, Bier oder der beliebte Prachatitzer Brantwein ins Passauer Abteiland.

Urkunde König Heinrichs II. vom 19. April 1010 in der dem Kloster Niedernburg der „ganze böhmische Zoll“ übertragen wird





Digitales Geländemodell mit Schanze, die im Jahr 1619 zum Schutz des Weges angelegt wurde, die Pfeile markieren die Wegstrecke

Die Erforschung des Goldenen Steigs setzte zunächst in Böhmen ein, in den letzten Jahren trieb man das Projekt auch auf bayerischer Seite voran. Am Anfang wurden möglichst viele Archiv- und Literaturquellen ausgewertet und alle greifbaren Belege zum Verlauf des Goldenen Steiges in dem jeweils gerade zu erforschenden Abschnitt zusammengetragen. Dabei studierte man auch alte Karten und erhaltene bildliche Quellen.

Diese Vorarbeiten lieferten die Grundlage für die eigentliche Geländearbeit: Die Suche nach den konkreten Überresten des Steigs im Gelände. Man ging dafür von den in den Quellen genannten Wegpunkten aus. Die Spuren der Wegetrassen sind heute meist als Hohlwege ausgebildet. Um diese Geländespuren zu erkennen und zu dokumentieren, setzte man in den letzten Jahren eine neue Technik ein, die hierfür besonders geeignet ist: das sogenannte Airborne-Laserscanning.

Dabei wird die Landschaft vom Flugzeug aus mit Laserstrahlen abgetastet. Aus den so gewonnenen Messdaten wird ein dreidimensionales digitales Modell der Oberfläche der Landschaft erzeugt. Darin zeichnen sich auch solche archäologische Strukturen deutlich ab, die zwar an der Oberfläche erkennbar, aber vom Boden aus nicht oder nur schlecht wahrzunehmen sind – z. B. Hohlwege oder Saumpfade von manchmal nur wenigen Zentimetern Höhe bzw. Tiefe.

Im Gegensatz zu Luftbildern funktioniert dieses Verfahren auch in bewaldeten Regionen, denn mit Hilfe rechen technischer Verfahren können Signale, die von Bäumen und Sträuchern reflektiert werden, herausgerechnet werden. Für viele Regionen Bayerns, darunter auch Teile des Bayerischen Waldes, müssen entsprechende Scandaten nicht eigens erzeugt werden,

sondern liegen beim Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung mittlerweile in meist geeigneter Auflösung bereits vor.

Das Verfahren erlaubt bislang ungeahnte Einblicke in die Denkmallandschaft, die in Bayerns Wäldern verborgen schlummert. Eingebnete oder überbaute Passagen des alten Saumwegesystems, die überwiegend im freien Gelände liegen, können zwischen den gesicherten Befunden im Wald dann relativ zuverlässig ergänzt werden.

Insgesamt ließen sich auf bayerischer Seite überraschend viele Spuren des Goldenen Steigs feststellen: Etwa 13 km alte Wegespuren, die die in Böhmen bereits erkannten 15 km ergänzen. Von Begehungen kommen rund 250 Funde, die in Zusammenhang mit dem Steig geborgen wurden, dazu. Ferner konnte ein alter Hohlweg bei Hauzenberg westlich von Waldkirchen, der sogenannte Salzgraben, durch eine archäologische Grabung untersucht werden.

Schon jetzt zeichnet sich ab, dass es gelingen kann, die bis heute im Geländere relief erhaltenen Wegespuren der drei Zweige des Goldenen Steiges mitsamt eventuellen Querverbindungen und sogenannten „Schleifwegen“ weitgehend vollständig zu erfassen. Dies gilt vor allem für bewaldete Gebiete, wo Airborne-Laserscanning besonders leistungsfähig ist und sein volles Prospektionspotenzial entfalten kann.

Eine Reihe wissenschaftlicher Konferenzen, Tagungen, Ausstellungen, Publikationen, Erinnerungsveranstaltungen und touristischer Aktionen, besonders im Jubiläumsjahr 2010, dem Millennium des Goldenen Steiges, bezeugen, dass der Goldene Steig zu neuem Leben erwacht ist – gewissermaßen und in einem übertragenen Sinn erfüllt er wieder seine einstige Funktion als Verbindungslinie zwischen den Völkern und Kulturen auf beiden Seiten des Böhmerwaldes.

Abbildungen

S. 111, 113, 115 o.: Kartengrundlage Bayerische Vermessungsverwaltung 2018, Bearbeitung Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Hermann Kerscher

S. 112: K. Schmotz (Hrsg.), *Vorträge des 13. Niederbayerischen Archäologentages Espelkamp 1995*, S. 175, Abb. 4, J. Andreska

S. 114: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kaiserselekt Nr. 264

S. 115 u.: Frantisek Kubu und Petr Zavrel



„Im Berg is' dumpa“

Um 1500 n. Chr.



„Im Berg is' dumpa“ – Erzgewinnung im Landkreis Cham

Der Kienspan wirft ein wenig flackerndes Licht, aber auch dies scheint vom dunklen Fels regelrecht aufgesogen zu werden. Das spärliche Tageslicht, das von oben in den Schacht fällt, hilft nicht wirklich. Erst über Tage wird sich zeigen, ob neben taubem Gestein auch verwertbare Erze mühsam durch den steilen Schacht heraufgezogen wurden.

Rechte Seite: Niederrunding, Gemeinde Runding, Landkreis Cham, der hölzerne Verbau eines Erkundungsschachtes wird freigelegt

So ähnlich wird es sich bei vielen Abbauerkundungen des Mittelalters und der frühen Neuzeit zugetragen haben. Doch zugängliche Spuren historischen Bergbaus sind selten, sehr selten. Viele Schächte sind verfüllt, eingestürzt oder durch spätere Aktivitäten zerstört und damit selbst für das kundige Auge kaum mehr an der Oberfläche zu erkennen. Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass im Landkreis Cham innerhalb weniger Jahre gleich mehrere Prospektionsschächte bekannt wurden. Über solche Schächte sollten Bergleute erkunden, ob es abbauwürdige Erze im Berg gibt. In den beiden hier vorgestellten Fällen wurde das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege nach der Entdeckung rechtzeitig beteiligt und konnte so wichtige Informationen sichern.

Am Blauberg bei Niederrunding, 5 km östlich von Cham, ist wohl nach Blei- und Silbererzen gesucht worden. Dabei folgten die Bergleute einer recht breiten Kluft im Granit, die mit Steinbrocken und Erde zugesetzt war. An den Rändern dieser Jahrmillionen alten Bruchlinien im Gestein, entstanden durch die Hebung der Gebirge, haben sich Quarze abgelagert und mit ihnen oft verschiedene Erze. Kundige Bergleute konnten schon an der Oberfläche solche Quarzbänder erkennen und damit Stellen bestimmen, an denen das Schürfen nach Erzen überhaupt sinnvoll wäre.

Gegen den Bergdruck und nachrutschendes Lockergestein am Blauberg schützten sich die Bergleute, indem sie ihren Schacht komplett mit Holz ausbauten. Dabei haben sie den Schacht weiter in die Tiefe vorgetrieben und hebelten von unten eine neue Lage Stämme in die entstandene Lücke. Die Bergleute gingen dabei so sorgfältig vor, dass die Innenseite des Verbaus wie eine perfekte Blockhauswand aussieht. Am Boden des Schachtes vom Bleschenberg lehnten die Hebelstangen in einer Ecke, so wie nach ihrem letzten Einsatz abgestellt. Die in dieser Tiefe gut erhaltenen Balken erlaubten eine Datierung der Jahringmuster des Holzes, die einheitlich auf ein Fälldatum verweisen, das im Winterhalbjahr 1527 lag.

Am Boden des Schachtes im Blauberg lagen nur wenige Späne und andere Holzbearbeitungsreste, was vermuten lässt, dass die Hölzer für den



rechteckigen Einbau bereits an der Oberfläche komplett vorbereitet worden sind. Durch den modernen Granitabbau ist die damalige Oberfläche des Geländes nicht mehr erhalten. Die Sohle des Schachtes dürfte ursprünglich etwa 8 m tief im Berg gelegen haben. Von dort aus gesehen in Kopfhöhe lag ein langsmales Bergeisen in einer Balkenfuge, ein kleines gedrungenes steckte am Boden im Quarz fest. Auch wenn diese stark abgenutzt erscheinen, so waren sie doch wertvolle Werkzeuge gewesen, die kein Bergmann einfach zurücklassen würde. Sogar die hölzernen Leitern müssen noch an der Schachtwand verblieben sein, denn ein kleineres Stück steckte, vermutlich irgendwann halb verrottet herabgefallen, in den Verfüllungen des Schachtes.

Nur anderthalb Jahrzehnte jünger sind die Hölzer aus dem Bleschenberg bei Sinzing, etwa 15 km nordwestlich von Cham. Mit dem Schacht sollte vermutlich versucht werden, ertragreiche Vorkommen des Goldes zu finden, das sich in den umliegenden Flüssen auswaschen ließ. Noch heute sind in den dort angereicherten sogenannten Goldseifen die zerfurchten Landschaften, die nach dem Abbau von Flusssedimenten zurückblieben, deutlich im Gelände zu erkennen. Die Verteilung des Goldes ist im hier anstehenden Gneis jedoch so fein, dass sich ein Abbau letztlich wohl nicht gelohnt hat. Zwar gibt es mehrere Stellen am Bleschenberg, die durch waagerechte Stollen oder senkrechte Schächte erschlossen wurden, doch das als Geotop geführte „Schratzelloch“ ist mit Abstand das eindrucklichste Beispiel. Ursprünglich sollte hier ein Fledermausbiotop entstehen. Aber wegen

Niederrunding, die letzten
Balkenlagen vor der Sohle des
Schachtes





der Nähe zu einem bekannten Bodendenkmal – einem hochmittelalterlichen Burgstall – und der Vermutung, dass es sich um ein Bergbaurelikt handeln könnte, wurden alle Arbeiten denkmalfachlich begleitet. Immerhin waren – wie sich am Ende herausstellte – umfangreiche Mengen Erd- und Steinmaterial aus dem Schacht zu entfernen. Im untersten Teil stand mehrere Meter hoch Wasser, das durch den Berg eingedrungen war, und in etwa 19 m Tiefe war dann endgültig Schluss.

Auch dieser Schacht ist sicher von kundigen Bergleuten angelegt worden, da er auf den Schnittpunkt von zwei geologischen Störungen zielte, der in etwa 12 m Tiefe im Berg liegt. An exakt diesem Punkt zweigt vom Hauptschacht ein Quergang ab. Nur dort hatten sich im Fels Gezähespuren erhalten, also die Abbauspuren der Bergmannswerkzeuge. Einige der Werkzeuge haben Jahrhunderte im Sickerwasser am Schachtboden gut erhalten überdauert.

Im kompakten Gneis half das sogenannte Feuersetzen beim Abtiefen des Schachtes. Dazu wird das Gestein erhitzt und anschließend mit Wasser abgelöscht. Das mürbe Gestein kann dann einfacher entfernt werden als bei einem rein geschlagenen Vortrieb.

Sinzendorf, Landkreis Cham,
Blick in den Schacht im
Bleschenberg

Knapp 140 Hölzer konnten aus dem Schacht geborgen werden. Die größte Gruppe gehört zu „Fahrten“, wie die Leitern bergmännisch genannt werden. Die Ergebnisse der Dendrochronologie zeigen, dass alle Hölzer im Winterhalbjahr 1540/41 geschlagen worden sind. Nur wenige Jahre zuvor, am 11. März 1534, hatte Erzherzog Ferdinand I. dem nahe gelegenen Kloster Schönthal die Erlaubnis erteilt, nach Erzen zu schürfen. Er war zu dieser Zeit König von Böhmen und römisch-deutscher König – und damit Herr über alle Bergbaubewilligungen. Noch heute erkennbare Spuren am Bleschenberg zeigen, dass hier an verschiedenen Stellen geschürft worden sein muss.

Es müssen erfahrene Bergleute wohl aus anderen Regionen im Auftrag des Klosters Schönthal gearbeitet haben, denn die Spuren vor Ort belegen eindeutig Fachwissen zu Gesteinen und Bruchverläufen im Berg. Dem angeheuerten Bergmann standen nur Kienspäne zur Verfügung, um Licht ins Dunkle zu bringen. Heute jedoch ist der Schacht im Bleschenberg bei Bedarf gut ausgeleuchtet und eines der ganz wenigen Bergwerksrelikte aus der frühen Neuzeit in Bayern, die besichtigt werden können. Mit den beiden hier vorgestellten sowie weiteren montanarchäologischen Untersuchungen vertieft sich die Erkenntnis, dass man im 16. Jahrhundert im Oberpfälzer Wald viel intensiver nach wertvollen Erzen suchte, als bislang bekannt.

Abbildungen

S. 117, 121: Planungsbüro für Montanarchäologie, Martin Straßburger

S. 119, 120: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Christoph Steinmann



Zwangsarbeit im KZ-Außenlager

1944

14/5a-4 Messerschmitt AG Augsburg, Dachau – Ein KZ-Außenlager in Gablingen

Gablingen,
Landkreis Augsburg,
freigelegte Barackenelemente
auf dem Gelände des
KZ-Außenlagers

Aufgrund der zunehmenden alliierten Luftangriffe ging die deutsche Rüstungsindustrie in den letzten Kriegsjahren dazu über, dezentrale Produktionsstandorte aufzubauen. Häufig setzte man hier neben Zwangsarbeitern auch KZ-Häftlinge als Arbeitskräfte ein. Mehr als 150 solcher Außenlager allein des Konzentrationslagers Dachau entstanden ab 1943. Über diese Lager ist meist nur sehr wenig bekannt – mitunter kennt man nicht einmal ihre genaue Lage. Eine baubedingt notwendig gewordene Grabung im ehemaligen Außenlager 14/5a-4 der Messerschmitt AG in Gablingen förderte zahlreiche Erkenntnisse zur Geschichte eines solchen Lagers zutage.





Flugzeugmodell

1994 gaben US-amerikanische Streitkräfte in Gablingen ein 25 ha großes, bis dahin zum Militärflughafen gehörendes Areal für die zivile Nutzung frei. Auch die Gemeinde Gablingen erwarb Flächen, um dort ein Gewerbegebiet zu entwickeln. Die lange zurückreichende Geschichte des weitläufigen Geländes scheint damals nebensächlich: Während des Ersten Weltkriegs war hier auf 143 ha Fläche die „Fliegerstation Gersthofen-Gablingen mit Königlich-Bayerischer Militärfliegerschule V“ entstanden. Nach dem Waffenstillstand 1918 löste man die Militärfliegerschule auf und besiedelte das Areal zivil. Die Machtübernahme Hitlers bedeutete das Ende dieser „Flughafensiedlung“. Am 20. November 1934 übernahm das Reichsluftfahrtministerium das Gelände, rüstete es auf und benannte es in „Flugplatz Gablingen“ um. Während des Zweiten Weltkriegs entwickelt er sich zu einer Drehscheibe des Luftverkehrs. Ab 1942 nutzte auch die Firma Messerschmitt den Flugplatz als Reparaturwerft, Materiallager und Montagestätte. In Gablingen wurden Jagdflugzeuge montiert, darunter die Me 262 und die Me 410. Das Flughafengelände diente zur Erprobung und als Ausweichflughafen.

Etwa zur gleichen Zeit wurden die Konzentrationslager dem SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt unterstellt. Dieses vermietete Häftlinge als Arbeitskräfte an die Industrie, um dem kriegsbedingten Arbeitskräftemangel zu begegnen. Vermutlich im Januar 1944 brachte man die ersten Häftlinge in das Außenlager Gablingen, um u. a. in der Flugzeugproduktion zu arbeiten. Am 24. April 1944 fielen 120 Bomben der alliierten Luftstreitkräfte auf den Flugplatz. Auch das KZ-Außenlager wurde zerstört. Zwei Häftlinge kamen ums Leben, alle anderen wurden auf noch bestehende Lager verteilt, das Außenlager Gablingen wurde aufgelassen und geräumt.

Wie für viele kleinere Außenlager der letzten Kriegsjahre sind die schriftlichen Quellen spärlich und teils widersprüchlich. Die genaue Anzahl der Häftlinge, ihre persönlichen Biografien, sind bis heute weitgehend unbekannt: 352 Häftlinge sollen zu Beginn des Jahres 1944 dort untergebracht gewesen sein. Nach der Zerstörung des nahe gelegenen KZ-Außenlagers Haunstetten am 13. April 1944 wurden weitere 600 Häftlinge nach Gablingen verlegt. Zeitzeugen berichten sogar von bis zu 2000 Häftlingen.

Unklar ist auch, wie lange genau das Lager bestand: In einer Verfügung der Staatsanwaltschaft München 1, die sich nach dem Krieg mit der Aufarbeitung der Verbrechen beschäftigte, werden als Belegungszeit 14 bis 16 Monate genannt. Nach den Akten des Internationalen Suchdienstes kann das Lager jedoch nur wenige Monate bestanden haben.

Luftbild des Geländes
während der Freilegung





Luftbild von Washhäusern
und Latrinen

Zeitzeugen berichten von drei großen Baracken aus Holz, die mit dunkler Karbolfarbe gestrichen waren. Zu zweit oder dritt habe man sich ein Bett, zweistöckige Pritschen, geteilt. Ein drei Meter hoher, unter Strom stehender Stacheldrahtzaun habe die Baracken umgeben, vier Wachtürme soll es gegeben haben. Auch der Wachzug bewohnte Holzbaracken, jedoch außerhalb des Stacheldrahtzauns.

Ist damit die Geschichte des KZ-Außenlagers Gablingen 14/5a-4 Messerschmitt AG Augsburg, Dachau, erzählt? Auch Details können kaum darüber hinwegtäuschen, dass aus den Archivalien die Geschichte bislang nur in Umrissen zu erschließen ist. So wundert es nicht, dass erst 2012 die exakte Verortung des Lagerbereichs gelang – und zwar dort, wo die Gemeinde die Entwicklung ihres Gewerbegebiets vorgesehen hatte. Daraufhin wurden das ehemalige Lagergelände unter Schutz gestellt, die obertägig sichtbaren baulichen Anlagen dokumentiert und Teilbereiche von einer Überplanung ausgenommen. Die geplante Bebauung der restlichen Flächen machten umfangreiche archäologische Untersuchungen notwendig.

Anders als die Fotografien der alliierten Luftaufklärung oder Pläne, die nach dem Krieg eine Bestandsaufnahme versuchten, erfolgte die archäo-



Lederne Munitionstaschen
aus der Flakstellung

logische Dokumentation ohne vorläufige Bewertung. Maßstäblich wurde der Verlauf von Strukturen aufgenommen, ihr Lagebezug festgehalten, und die Funde geborgen. Der so entstandene Grabungsplan unterscheidet sich deutlich vom archivalischen Quellenbestand, den Fotos der alliierten Luftaufklärung, Plänen und Zeitzeugenberichten.

Im archäologischen Gesamtplan gibt es nicht ein Außen der Wachmannschaft und ein Innen der Häftlinge. Das 230 mal 180 m große Gelände wurde insgesamt durch einen Stacheldrahtzaun gegen das Außen abgegrenzt. Der umgrenzte Raum ist im Inneren kleinteiliger untergliedert als die Aufnahmen der Luftaufklärung erkennen ließen. Insgesamt sechs verschiedene Lagerzäune und zwei Arten von Stacheldraht zeigen zeitlich gestaffelte bauliche Veränderungen und deuten unterschiedliche Nutzungen an.

Der Grabungsplan belegt auch weitaus mehr Barackenstandorte als auf den Luftbildern zu erkennen sind. Ihre Bauweise unterscheidet sich in den verschiedenen Lagerbereichen.

Flakstellungen, Splitterschutzgräben und ein Löschteich markieren bauliche Veränderungen, die durch die zunehmende Bedrohung durch alliierte Luftangriffe notwendig wurden. Nach der Bombardierung nutzt man solche Anlagen vielfach zur Entsorgung des zerstörten Inventars. Zerborstene und geschmolzene Scheiben der Fensterverglasung, Reste der Flughafen- und Wehrmachtsverwaltung, militärische Ausrüstungsgegenstände und zahl-



reiche Zeugnisse der Luftfahrt und Produktion – alles wurde in Bomben-trichtern entsorgt. Mit der Ankunft der Alliierten setzte eine zweite Räumung ein. Dabei gelangten auch Funde amerikanischer Herkunft in den Boden. Die alliierten Anstrengungen, militärische Einrichtungen unbrauchbar zu machen, zeigen sich in einer andersartigen Entsorgungsart: So zerlegte man z. B. Reste von Flakstellungen in Einzelteile und deponierte sie voneinander entfernt, anstatt sie geschlossen in die nächstgelegene Mulde zu planieren.

Die skizzierten Ergebnisse der archäologischen Ausgrabung lassen erahnen, dass die Geschichte des KZ-Außenlager Gablingen 14/5a-4 Messerschmitt AG Augsburg, Dachau, noch lange nicht zu Ende erzählt ist. Der Abschluss der Ausgrabung markiert vielmehr den Beginn einer notwendigen Auseinandersetzung mit den Zeugnissen der Zeitgeschichte. Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen im zeitgeschichtlichen Kontext fordern dabei ein kritisches Hinterfragen der bisher vielfach nur auf archivalische Quellen bezogenen Auswertung. Sie sind eine Chance, Vergangenheit umfassend zu bewerten, vor allem jedoch, um vergessene oder schriftlich nicht archivierte Geschichten erzählen zu können.

Abbildungen

- S. 123, 125, 128, 129: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Michael Forstner
- S. 124: Gisela Mahnkopf, Königsbrunn
- S. 126: Bayerische Vermessungsverwaltung, 2013
- S. 127: Geomessenger Augsburg, Matias Rajkay und Roger Prangley

Literaturverzeichnis

Steinzeit erlebbar gemacht – Die ersten Ackerbauern in Buchbrunn

J. Kuhn, *Buchbrunn, Eine Siedlung der Linearbandkeramik in Nordbayern*. Berliner archäologische Forschungen 10 (Rahden/Westf. 2012).

J. Siller, *Der linienbandkeramische Fundplatz von Buchbrunn, Lkr. Kitzingen – Überlegungen zur Siedlungsstruktur*. In: R. Smolnik (Hrsg.), *Siedlungsstruktur und Kulturwandel in der Bandkeramik*. Beiträge zur internationalen Tagung Leipzig 2010. Arbeits- und Forschungsberichte zur Sächsischen Bodendenkmalpflege Beiheft 25 (Dresden 2010) 118–129.

Pfahlbauten im Starnberger See – Die Roseninsel als Teil des UNESCO-Welterbes

M. Gschwind & E. Krieger, *UNESCO-Welterbe Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen. Welterbe-Informationstag am 1. Juli 2017 auf der Roseninsel – 6000 Jahre Geschichte unter Wasser*. Denkmalpflege Informationen 167, 2017, 82–83.

M. Mainberger & T. Pflederer, *Ein Bestandsplan für die Welterbestätte – Zum Auftakt systematischer Monitoringarbeiten an der Roseninsel*. Das archäologische Jahr in Bayern 2015, 166–168.

Bayerns älteste Skulptur – Die jungsteinzeitliche Stele von Gallmersgarten

M. Nadler, *Bayerns älteste Skulptur – Eine endneolithische Menhirstatue aus Gallmersgarten, Landkreis Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, Mittelfranken*. Das archäologische Jahr in Bayern 2014, 34–36.

C. Huth, *Erinnerungen in Stein – Stelen und Menhire in Menschengestalt*. In: 4000 Jahre Pfahlbauten. Begleitband zur Großen Landesausstellung Baden-Württemberg 2016 (Ostfildern 2016) 189–191.

Gegossen, gebündelt, verschnürt und vergraben – Die Kupferbarren aus Oberding

Stadt Erding (Hrsg.), *Spangenbarrenhort Oberding. Gebündelt und vergraben – ein rätselhaftes Kupferdepot der Frühbronzezeit*. Museum Erding, Schriften 2 (Erding 2017).

H. Krause, S. Kutscher, C. Metzner-Nebelsick, E. Pernicka, B. Seewald & J. Stolz, *Europas größter Spangenbarrenhort: Der frühbronzezeitliche Kupferschatz von Oberding*. In: M. Wemhoff & M. M. Rind (Hrsg.), *Bewegte Zeiten*. Archäologie in Deutschland (Petersberg 2018) 167–169.

Grabhügel unter der Erde – Eisenzeitliche Bestattungen bei Dettenheim

A. Schmid-Hecklau, B. Kopecky-Hermanns & St. Berg-Hobohm, *Vorgeschichtliche Überraschungen im Umfeld des Karlsgrabens beim Bau der Ortsumgehung Dettenheim, Stadt Weißenburg i. Bay., Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen, Mittelfranken*. Das archäologische Jahr in Bayern 2014, 64–67.

Furcht vor Wiedergängern? Keltische Gräber aus Landsham

S. Biermeier, *Mittelatènezeitlicher Bestattungsplatz in mehrphasigem Siedlungsareal in Landsham, Gemeinde Pliening, Landkreis Ebersberg, Oberbayern*. Das archäologische Jahr in Bayern 2017, 55–58.

Sturz der alten Götter? Die Jupitergigantensäule aus Obernburg am Main

A. Reis, *Eine Jupitersäule aus Obernburg a. Main, Landkreis Miltenberg, Unterfranken*. Das archäologische Jahr in Bayern 2015, 83–86.

In Stein gebettet – Ein römischer Sarkophag im „Großen Gräberfeld“ von Regensburg

M. Hümmer, *Vom Güterbahnhof westwärts: die nächsten 600 Gräber im Großen Gräberfeld von Regensburg, Oberpfalz*. Das archäologische Jahr in Bayern 2015, 88–90.

Eine Dame am Rande des Imperiums – Das Kammergrab von Pförring

H. Fehr & V. Planert, *Am Rande des Imperiums – Das spätkaiserzeitliche Kammergrab von Pförring, Landkreis Eichstätt, Oberbayern*. Das archäologische Jahr in Bayern 2016, 97–99.

H. Fehr & V. Planert, *Soziale Oberschichten am Rande des Imperiums*. Bayerische Archäologie 2017/3, 28–33.

Bei den Leuten des Paoso – Ross und Reiter im frühmittelalterlichen Pasing

J. Haberstroh, M. Hölzl, F. Immler & Th. Stöckl, *Schwert und Pferd im frühmittelalterlichen Pasing, Landeshauptstadt München, Oberbayern*. Das archäologische Jahr in Bayern 2016, 102–106.

Auf der Suche nach Pfalz und Königshof – Forchheim im Frühmittelalter

B. Ernst, *Von den Slawen zu den Franziskanern – Ausgrabung im Kloster St. Anton in Forchheim, Landkreis Forchheim, Oberfranken*. Das archäologische Jahr in Bayern 2014, 92–94.

Monstermikado im Oberen Main – Mittelalterliche Bauteile aus dem Flusskies

P. Dresen, P. Lackner & M. Tschuch, *Viel Verkehr am Main: Ein mittelalterliches „Bauteilepuzzle“ vom Flussufer bei Ebing, Gemeinde Rattelsdorf, Landkreis Bamberg, Oberfranken*. Das archäologische Jahr in Bayern 2016, 125–128.

Rehkle, Tochter des Barukh – Der jüdische Grabstein aus der Bamberger Dominikanerkirche

J. Aas & S. Pfaffenberger, *Jüdische Grabsteine – Untersuchungen in der ehemaligen Dominikanerkirche in Bamberg, Oberfranken*. Das archäologische Jahr in Bayern 2014, 135–137.

Der Goldene Steig – Mittelalterliche Handelsroute von Passau nach Böhmen

H. Kerscher, *Neue Erkenntnisse zu Bodendenkmälern in Bayern durch Prospektion mit Airborne-Laserscan-DGM-Daten*. Das archäologische Jahr in Bayern 2010, 178–180.

H. Kerscher, *Über den Fluss und durch die Wälder – „Dj guldin Strass ghen Behamb“*. Zur Erfassung der alten Salz- und Handelsstraße von Vilshofen nach Böhmen, Landkreise Passau und Freyung-Grafenau, Niederbayern. Das archäologische Jahr in Bayern 2016, 161–164.

„Im Berg is' dumpa“ – Erzgewinnung im Landkreis Cham

Ch. Steinmann, *Neue montanarchäologische Anlagen im Bayerischen Wald und der Umgang mit dieser Denkmalgattung*. In: L. Husty & K. Schmotz (Hrsg.), *Vorträge des 36. Niederbayerischen Archäologentages (Rahden/Westf. 2018)* 315–329.

Ch. Steinmann & M. Straßburger, *Ein bergmännischer Prospektionsschacht im Blauberg bei Niederrunding*. Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg 2015, 413–428.

14/5a-4 Messerschmitt AG Augsburg, Dachau – Ein KZ-Außenlager in Gablingen

R. Sandner & A. Schürger, *14/5a-4 Messerschmitt AG Gablingen – Ausgrabungen in einem KZ-Außenlager, Landkreis Augsburg, Schwaben*. Das archäologische Jahr in Bayern 2017, 154–157.

R. Weber, *Das KZ-Außenlager Gablingen. Zeitgeschichte und Erinnerungskultur*. Ausstellung und Dokumentation Landratsamt Augsburg 7.–29. Oktober 2014 (Augsburg 2014).



München



Regensburg



Nürnberg



Bamberg



Thierhaupten



Weißenburg i. Bay.

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege

ist die zentrale Fachbehörde des Freistaats Bayern für Denkmalschutz und Denkmalpflege. Das BLfD ist bayernweit vertreten, die sechs Dienststellen befinden sich alle in denkmalgeschützten Gebäuden: in der Alten Münze und im Alten Hof in München, auf der Kaiserburg in Nürnberg, in Schloss Seehof bei Bamberg, in der Königlichen Villa in Regensburg, im ehemaligen Kloster Thierhaupten nördlich von Augsburg sowie in einem geschichtsträchtigen Gewerbehause in Weißenburg i. Bay.

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege

- führt die Bayerische Denkmalliste,
- berät und informiert in allen Fragen der Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie der Bodendenkmalpflege
- berät und fördert die Projekte der mehr als 1200 nichtstaatlichen Museen. Die zu diesem Zweck eingerichtete Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern ist Teil des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege.



Aufgedeckt – Jahr für Jahr betreut die bayerische Bodendenkmalpflege hunderte von Ausgrabungen im Freistaat. Stein und Bein, Sarkophage und Siedlungen, Götter und Grabräuber – mannigfaltige Relikte aus der Vorzeit kommen den Denkmalpflegern tagtäglich in die Hände. Bürger und Ehrenamtliche tragen das Ihre zum Schutz des kulturellen Erbes bei. Dieser Band stellt eine Reihe gelungener Ausgrabungen und Projekte aus den letzten Jahren vor, die erstaunliche Ergebnisse erbracht haben.